



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

**Geschichte der Architektur von den ältesten Zeiten bis  
zur Gegenwart dargestellt**

**Lübke, Wilhelm**

**Leipzig, 1875**

2. Das System der gothischen Architektur.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-80482](#)

## 2. Das System der gothischen Architektur.

Die Grund-  
elemente.

So verschieden auch der Geist des neuen Styles von dem der früheren Epoche war, so hielt er doch ebenfalls an der durch die romanische gewölbte Basilika gegebenen Grundlage fest. Waren ja die Bedürfnisse und Zwecke des Cultus, für welche er zu sorgen hatte, dieselben geblieben. Die alten Elemente wurden nur in einem neuen Sinne umgewandelt. Die äusseren Mittel, deren man sich dazu bediente, brauchten keineswegs erst erfunden zu werden; sie waren bereits vorhanden, und es galt nur, sie in ihrer Bedeutung zu würdigen und zu einem constructiven System zu vereinigen. Diesen genialen Griff thaten zuerst die nordfranzösischen Baumeister. Was die Gestaltung des Grandisses betrifft, so wählten sie jene reiche Form des Chorschusses mit Umgang und Kapellenkranz, welche schon die romanische Architektur in Burgund kannte. Auch die fünfschiffige Anlage des Langhauses, die dreischiffige der Querflügel, die man den Kathedralen gewöhnlich gab, schrieb sich von dorther. Nicht minder waren die wichtigsten Bestandtheile der Construction bereits früher an manchen Orten in Uebung. Den Strebepfeiler, den man schon an den mächtigen Wasserbauten der Römer findet, wusste die romanische Architektur, am häufigsten die des benachbarten England, wohl zu verwenden, und selbst der Strebebogen kommt schon an romanischen Bauten, in Deutschland z. B. an der Kapitolskirche zu Köln, mehrfach vor. Der Spitzbogen endlich, auf den die Baumeister offenbar durch die Bekanntschaft mit den maurischen und sizilisch-normannischen Bauten aufmerksam geworden waren, hatte im Uebergangsstyle sich bereits in consequenter Weise nicht bloss an Portalen und Fenstern, sondern auch an den Gewölben eingebürgert. Dass aber die christlich-mittelalterliche Architektur diese Bogenform in einem ganz neuen Geiste auffasste und ausbildete, ergibt eine kurze Betrachtung desselben auf's Schlussendste.

Der gothi-  
sche Spitz-  
bogen.

Will man zwei Stützen durch einen Rundbogen mit einander verbinden, so wird die Mitte ihrer Entfernung auch der Mittelpunkt des zu schlagenden Halbkreises sein. Nimmt man aber einen grösseren Radius und beschreibt mit demselben von jenen Stützen aus je einen Kreis, so werden die beiden Linien einander schneiden, ehe jede einen Viertelkreis gezogen hat, es wird sich ein Bogen bilden, der aus zwei Kreissegmenten besteht, dass heisst ein Spitzbogen. Man könnte unter den Constructionsformen den Spitzbogen den architektonischen Repräsentanten der Freiheit und des Individualismus

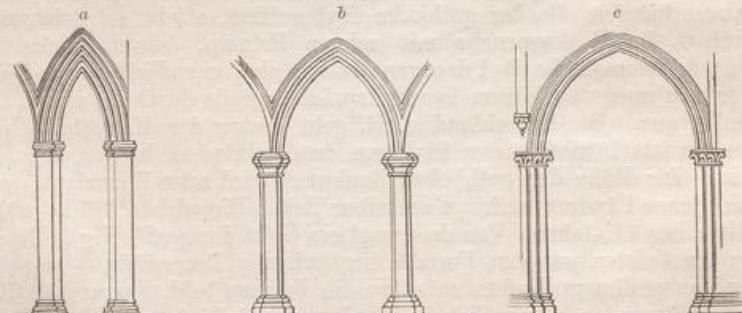


Fig. 465. Spitzbogenformen.

nennen, denn während zwischen zwei Stützpunkten nur der eine Rundbogen möglich ist, kann man eine beliebig grosse Anzahl von Spitzbögen darüber schlagen, je nachdem man sie aus einem grösseren oder kleineren Kreise construiert. Liegt der Mittelpunkt desselben innerhalb der beiden Stützen, so entsteht der schwerfällige gedrückte Spitzbogen (Fig. 465, c), den der Uebergangsstyl vorzüglich anwandte. Schlägt man die Kreise mit dem Abstande der beiden Stützen, so erhält man den gleichseitigen Spitzbogen (Fig. 465, b), der in der gotischen Architektur dominirt. Rückt endlich der Mittelpunkt ausserhalb der Stützen, so ergibt sich der in England besonders häufige

lanzettförmige Bogen (Fig. 465, a). Der Spitzbogen, der von seinem rundbogigen Vorgänger die Keilschnitt-Construction erbt, bietet nicht allein den Vorzug, verschiedene Abstände durch Bögen von gleicher Höhe zu verbinden, sondern auch in statischer Beziehung gewährt er bedeutende Vortheile. Beim Rundbogen haben die einzelnen Steine eine viel stärkere Spannung, üben daher gegen einander einen viel grösseren Druck aus und bewirken zusammengenommen einen mächtigen Seitenschub. Beim Spitzbogen ist die Spannung eine geringere, der Druck daher auch gemindert und nicht so sehr nach der Seite als vielmehr senkrecht wirkend. Wendet man nun den Spitzbogen bei der Ueberdeckung der Räume durchgehends an, so kann man einen Bau aufführen, der aus einzelnen kräftig gestalteten Gliedern besteht und immer schlanker und leichter emporwächst. Auf dieses Princip begründete man den neuen Styl.

Wir fanden schon in der entwickelten romanischen Architektur Kirchen, in welchen die quadratische Theilung des Grundrisses, wie die gewölbte Basilika sie aufwies, verlassen war, und das Mittelschiff dieselbe Anzahl von Gewölben hatte, wie das Seitenschiff. Diese dort ausnahmsweise vorkommende Anlage wurde nun kraft der spitzbogigen Ueberwölbung zum Grundprincip des Langhausbaues erhoben. Dadurch ergab sich als selbstverständlich die völlig gleiche Behandlung aller Pfeiler. Zugleich aber brauchte man die Abstände der einzelnen Stützen nicht mehr auf die halbe Breite der Mittelschiffweite zu beschränken. Obwohl man dieses Maass in manchen, namentlich früheren Kirchen beibehielt, ging man doch bald davon ab und vergrösserte, um freiere Durchblicke zu gewinnen, den Abstand der Pfeiler selbst bis zu zwei Dritteln der Mittelschiffbreite. Diese letztere aber steigerte man nicht etwa im Verhältniss zu den früher üblichen Maassen; vielmehr schränkte man die Weite gegen die mancher romanischen Kirchen ein und liess dieselbe durch die grössere Höhe des Mittelschiffes noch schmäler erscheinen.

Die Form der Pfeiler weicht völlig von der des gegliederten romanischen Pfeilers ab. Der Kern ist nämlich rund, aus gut bearbeiteten Werkstücken zusammengefügt, verbindet sich aber mit einer Anzahl von Dreiviertelsäulen, welche Dienste genannt werden, weil sie zum Tragen der Gewölbrietten dienen. Ihre geringste Zahl beläuft sich in guter Zeit und bei reich entwickelten Bauten auf acht, davon die vier, welche den Längen und Querrippen entsprechen, die sogenannten alten Dienste, stärker, die vier für die Kreuzrippen bestimmten jungen Dienste schwächer gebildet sind. Manchmal erhielt dieser Bündelpfeiler eine weit grössere Anzahl von Diensten, die sich jedoch gewöhnlich nach der Zahl der Gewölbrietten richtete. Diese weichen, geschwungenen Formen standen aber in keiner inneren Verbindung mit einander, sondern erscheinen nur willkürlich zusammengefügt. Man höhlete daher bald den zwischen den Diensten liegenden Theil des Pfeilers aus, so dass eine tief eingezogene Kehle die einzelnen trennte. Der Pfeilerkern trat dadurch in seiner Erscheinung noch mehr zurück, in angemessener Uebereinstimmung mit der Bedeutung, welche man ihm beilegte. Denn obwohl er in Wahrheit die Dienste hält und befestigt, so soll es doch den Anschein gewinnen, als ob diese ganz aus eigener Kraft und Selbständigkeit die Gewölbe trügen und stützten. Deshalb sind sie als das Wesentliche, als eine freie Vereinigung besonderer Glieder ausgebildet. Dies Verhältniss drückt sich auch in der Basis aus. Der ganze Pfeiler hat einen polygonalen Sockel, auf welchem sich mit einer Abschrägung die ebenfalls polygonalen Sockel der einzelnen Dienste, nach oben und unten durch einige feine Glieder begrenzt, erheben. Diese Glieder lassen noch die Grundelemente antiker Formen erkennen, aber in bedeutend schwächerer Haltung, da sie nicht mehr selbst als Basis, sondern nur als Verknüpfung der Haupttheile einer Basis dienen. Auch hier finden wir leise, allmähliche, weiche Uebergänge. In verwandtem Geist sind die Kapitale behandelt. Da die verticale Richtung bei ihnen nicht aufhört, sondern selbst in der Gewölbekrümmung bis zum Scheitelpunkt stetig fortwirkt, so durfte auch hier der Punkt, wo das sanfte Zusammenneigen der aufsteigenden Einzelglieder beginnt, nur leicht angedeutet werden. Wenn der romanische Styl den Anfang seines entschiedener gekrümmten, stärker in sich gespannten Rundbogens durch ein kräftig sculpirtes, mit energischer

Pfeilerstellung.

Pfeilerbildung.



Fig. 466. Gotischer Pfeiler.

Deckplatte abgeschlossenes Kapitäl bezeichnete, so war er eben so sehr in seinem Rechte, wie die Gotik mit ihren mehr einem leichten Saum als einem compacten, selbständigen Gliede gleichenden Kapitäle in dem ihrigen. Welches von beiden eine grössere plastische Schönheit und Mannichfaltigkeit der Erfindung biete, ist eine andere Frage, die wir nur zu Gunsten des romanischen zu beantworten vermögen;

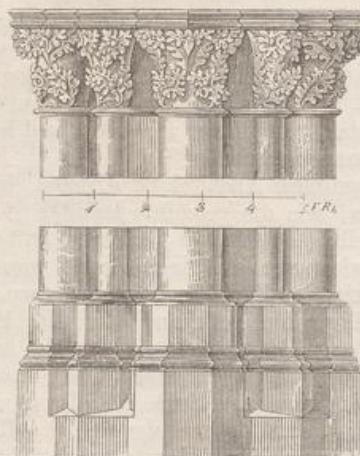


Fig. 467. Pfeiler vom Kölner Dom.

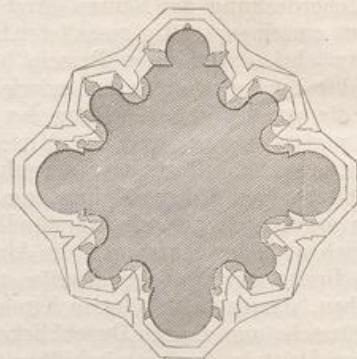


Fig. 468. Pfeiler vom Kölner Dom.

zweckmässig dagegen waren beide in gleichem Grade. Das gotische Kapitäl besteht nämlich aus einer glockenförmigen Erweiterung der Dienste, die auch um den Pfeilerkern sich fortzieht. Um diese winden sich, lose aufgelegt, nicht aus dem Inneren hervorwachsend, zwei Kränze von Blättern, welche heimischen Pflanzen nachgebildet



Fig. 469. Kapitäl vom Kölner Dom.



Fig. 470. Kapitäl vom Kölner Dom.

sind. Am häufigsten findet man die Blätter der Eiche, des Epheus, der Rose, der Distel, der Rebe, immer in treuer Nachahmung der Natur, wenngleich in einer gewissen regelmässigen Stylisirung. Sie sind so leicht zusammengefügt, dass sie den Kern des Kapitäl nur theilweise bedecken, und dass, wie Schnaase sagt, „die edle Gestalt des Stammes durchblickt, wie durch das Frühlingslaub der Bäume.“ Mit dem Schafte ist das Kapitäl durch ein schmales, scharf gekantetes Glied verbunden; die Deckplatte dagegen besteht aus mehreren Gliedern, die eine feine Umbildung der umgekehrten attischen Basis zeigen, nach oben aber nicht mit einer geraden, sondern mit einer ab-

geschrägten Platte schliessen. Denn der gotische Styl vermeidet die bestimmten rechtwinkligen Formen an den Zwischengliedern, indem er die Ecken abfas't, unterschneidet oder abschrägt.

Bot schon der Pfeiler eine Vielheit bewegter Glieder dar, so musste sich dieselbe am Bogen, der in sich schon bewegter und innerlich gespannter ist, noch erheblich steigern. Dies zeigt sich zunächst an den Arkaden des Schifffes. Die Scheidbögen konnten hier nicht mehr jene eckige, allenfalls durch vorgelegte Rundstäbe belebte Breite behalten, welche an den romanischen Rundbögen der Grundform des Pfeilers entsprach. Sie werden fortan vielmehr aus einem Wechsel vortretender und tief eingezogener Glieder gebildet, die jedoch feiner, reicher und mannichfältiger sind als am Pfeiler, und das innere Leben der Bogenlinie zum ersten Mal zum vollen künstlerischen Ausdruck bringen. Jetzt begnügen sich die Einzelglieder nicht mehr mit der ruhig gleichmässigen Schwingung des Rundstabes. Die individualisirende Kraft zieht sie enger und schärfer zusammen, lässt sie von schmaler Basis sich schwelend erweitern, dann mit energischer Einziehung sich umbiegen und mit einem vorgelegten Plättchen, das manchmal fast einer scharfen Schneide gleicht, manchmal auch stumpfer gebildet wird, schliessen. So entsteht im Durchschnitt ein birnen- oder herzförmiges Profil, in dessen verschiedenartiger Behandlung sich das Stylgefühl in den mannichfächsten Abstufungen kund gibt. Anschaulicher und lebensvoller konnte das innere Gesetz der Bogenbildung nicht ausgedrückt werden. In derselben Weise wurden auch die Gewölbrippen gebildet. Aus den vorderen, an der Oberwand hinaufsteigenden Diensten schwangen sich in ähnlicher Profilirung die Rippen empor, und zwar nicht bloss für die Kreuzgräten, sondern auch für die Querverbindungen, denn auch hier konnte von schwerfälligen Quergurten nicht mehr die Rede sein. An einer Reihe von Denkmälern lässt sich die stufenmässig fortschreitende Entwicklung dieser Formen klar nachweisen. In den ältesten Theilen der Kathedrale von Paris (Fig. 472) waltet noch das allerdings abgefaste und mit Rundstäben gegliederte breite roma-



Fig. 471. Gothic Bogenprofil.

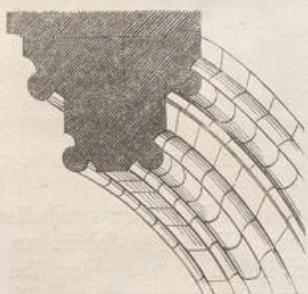


Fig. 472. Kathedrale zu Paris. (1200—1230.)

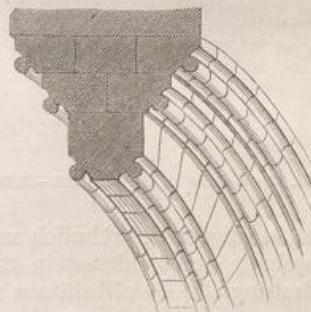


Fig. 473. Kathedrale zu Tours. (1230—1240.)

nische Gurtprofil, das an der Kathedrale von Tours (Fig. 473) ebenfalls, nur nach einem reicheren System sich geltend macht. Dagegen ist an der Kathedrale von Nevers (Fig. 474) das Gurtprofil in das zugespitzte gotische Rippenprofil übergegangen, obwohl noch ein Rest bandartig rechtwinkliger Gliederung darin nachklingt. Fein und edel entwickelt zeigt die neue Form sich in der Ste. Chapelle (Fig. 475), und nach ähnlichem Princip, wenngleich in breiterer Anlage, an den dem 14. Jahrh. angehörenden Theilen der Kathedrale von Paris (Fig. 476), in besonders consequenter Weise sodann an der Kathedrale zu Narbonne (Fig. 477), und schliesslich gibt S. Severin zu Paris (Fig. 478) ein Beispiel von der nüchternen Verflachung, welche das 15. Jahrh. in diese Formen bringt. Es lag in der Natur der Sache, dass die Querrippen stärker gebildet wurden als die Kreuzrippen (wie in Fig. 475 bei A die Querrippe, bei B die Kreuzrippe sich darstellt), und diese wieder kräftiger als die feinen Rippen, welche der Schildwand als Einfassung dienten. In späterer Zeit

ging man soweit, sogar den Diensten dasselbe Profil zu geben, und endlich das Kapitäl bisweilen gänzlich zu beseitigen, so dass die Bewegung in ununterbrochenem Fluss aufschoss, — eine zuweit getriebene Consequenz, die dem Wesen der Kunst

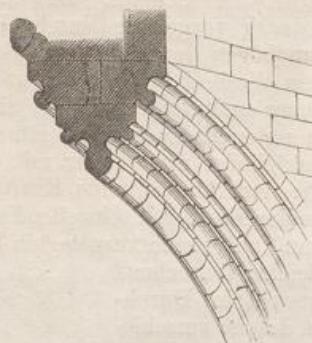


Fig. 474. Kathedrale zu Nevers. (1230—1250.)

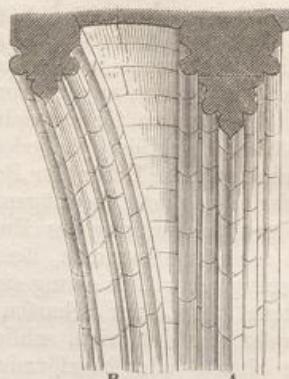


Fig. 475. Ste. Chapelle zu Paris. (1243—1251.)

widerspricht. Denn die äusserste Logik, die absolute mathematische Regelmässigkeit ist Sache der Abstraction, des Denkens, nicht des Lebens, und jedes Kunstwerk ist ein lebendiger Organismus. Immer aber wurden die Rippen in ihrem Scheitelpunkte

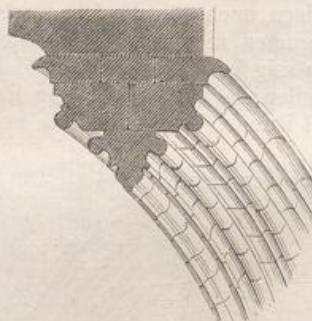


Fig. 476. Kathedrale zu Paris. (1320—1330.)

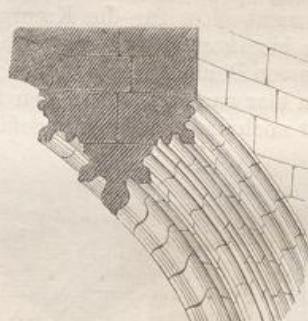
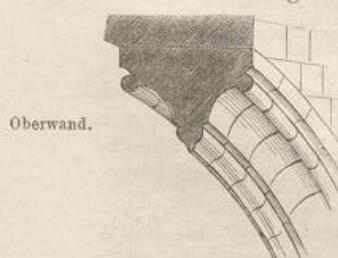


Fig. 477. Kathedrale zu Narbonne. (1340.)

durch einen kräftigen, gewöhnlich mit einer Rosette oder einer symbolischen Darstellung geschmückten Schlussstein zusammengefasst. Vom 14. Jahrh. an ging man in der Entlastung der Gewölbstützen noch weiter, indem man die Gewölbe aus einer grösseren Anzahl von Kappen zusammensetzte. Die vermehrten Rippen bildeten dann mannichfach zierlich verschlungene Muster, so dass diese Stern- und Netzgewölbe sowohl der Construction als auch dem ästhetischen Eindruck dienen.



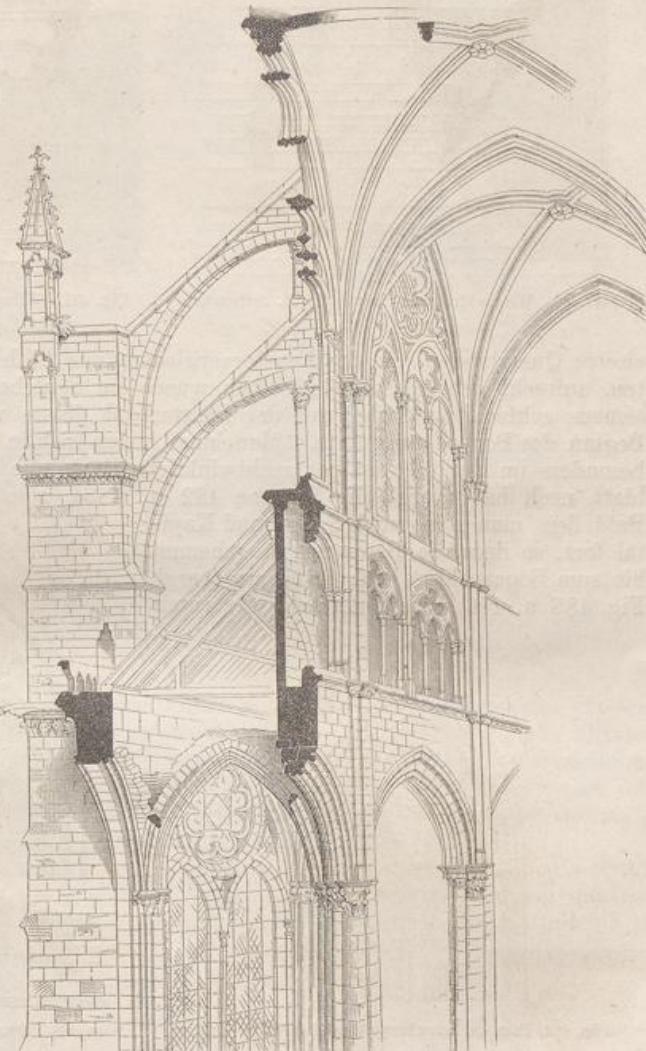
Oberwand.  
Fig. 478. S. Severin zu Paris.  
(15. Jahrh.)

Wie wir in der Anordnung des Grundrisses und in der Bildung der Glieder ein bewegteres Pulsiren des architektonischen Organismus im Vergleich mit dem gemessen-feierlichen Schritt der romanischen Gewölbekirche fanden, so gestaltet sich auch die Theilung der oberen Wand des Mittelschiffes in entsprechender Weise. Ueber den Arkaden durchbricht eine in der Dicke der Mauer angelegte Galerie mit ihren auf Säulen ruhenden Oeffnungen, dem sogenannten

Triforium, die Wandfläche (vergl. den perspektivischen Querschnitt der Kathedrale zu Amiens Fig. 479). Doch ist daran zu erinnern, dass der romanische Styl auch diese Anordnung bereits kannte. Das unter der Galerie sich hinziehende Gesims wird oft, dem Verticalismus des Systems zwar entsprechend, immerhin aber unschön

genug, von den aufsteigenden Diensten durchschnitten; manchmal aber, wie auf unserer Abbildung, setzt es sich mit einer Verkröpfung um dieselben fort. Eine weitere Stufe der Ausbildung des Styls durchbricht nun auch hinter dem Triforium die äussere Wand durch eine Fensteranlage, die meistens mit den oberen Hauptfenstern in unmittelbaren Zusammenhang tritt. Die Pultdächer der Seitenschiffe müssen dann freilich nach innen abgewalmt werden, d. h. bis auf den Fusspunkt des Triforiums nach innen abfallen (vergl. Fig. 492), wodurch hier die Anlage von Dachrinnen nöthig wird. Dem Bau erwächst aber durch Regen und Schnee grosse Gefahr bei dieser Anlage, und die ganze Umfassungsmauer wird zu einem einzigen Fenster umgewandelt. Ueber den Triforien wird nämlich die Wandfläche in voller Höhe und Breite durch ein grosses Fenster durchbrochen. Bei der Wichtigkeit, welche die Fenster in diesem Styl gewinnen, wird ihnen eine besonders grosse Sorgfalt zugewandt.

Wie die romanischen, so steigen auch die gothischen Fenster von einer nach aussen und innen sich abschrägenden Fensterbank auf, deren Neigung den Abfluss des Wassers befördert. Die Seitenwände aber begnügen sich nicht mehr mit einfacher Abschrägung. Sie werden durch einen lebendigen Wechsel vorspringender und eingekehlter Glieder nach den für die Bogenformation maassgebenden Grundsätzen gebildet (Fig. 480 und 481). Diese Gliederung schwingt sich, bisweilen durch kleine Kapitale gekrönt, bald aber mit Fortlassung derselben, in unmittelbarem Fluss in den das ganze Fenster umspannenden Spitzbogen hinüber. Bei der beträchtlichen Weite, welche man nunmehr aber für die Fenster forderte, musste eine Theilung durch aufsteigende Zwischenglieder sich mit Nothwendigkeit ergeben. Schon der Uebergangsbau kannte gruppierte Fenster. Man brauchte nur die Mauerstücke zwischen denselben, nach dem herrschenden Prinzip der Beseitigung der Wandflächen, zu entfernen und durch schmale, senkrechte Stützen zu ersetzen, so hatte man die Grundform des mehrgetheilten gotischen Fensters. Die Zahl dieser Stützen, welche in der Sprache der alten Werkmeister „Pfosten“ hießen, richtete sich nach der beabsichtigten Breite der Lichtöffnung. Bei schmalen Fenstern findet man nur einen



Fensterbildung.

Fig. 479. Kathedrale zu Amiens. Querdurchschnitt.

gekrönt, bald aber mit Fortlassung derselben, in unmittelbarem Fluss in den das ganze Fenster umspannenden Spitzbogen hinüber. Bei der beträchtlichen Weite, welche man nunmehr aber für die Fenster forderte, musste eine Theilung durch aufsteigende Zwischenglieder sich mit Nothwendigkeit ergeben. Schon der Uebergangsbau kannte gruppierte Fenster. Man brauchte nur die Mauerstücke zwischen denselben, nach dem herrschenden Prinzip der Beseitigung der Wandflächen, zu entfernen und durch schmale, senkrechte Stützen zu ersetzen, so hatte man die Grundform des mehrgetheilten gotischen Fensters. Die Zahl dieser Stützen, welche in der Sprache der alten Werkmeister „Pfosten“ hießen, richtete sich nach der beabsichtigten Breite der Lichtöffnung. Bei schmalen Fenstern findet man nur einen

Pfosten (Fig. 482), bei breiteren steigt die Zahl der Pfosten nach Verhältniss der Weite. Am häufigsten kommt wohl die Viertheilung des Fensters durch drei Pfosten vor (Fig. 483). In solchem Falle gab man der mittleren Stütze eine grössere Dicke, so dass hier ein Unterschied zwischen alten und jungen Pfosten entstand. Der Kern dieser Glieder war ein schmaler steinerner Stab (Fig. 484), welcher durch viele

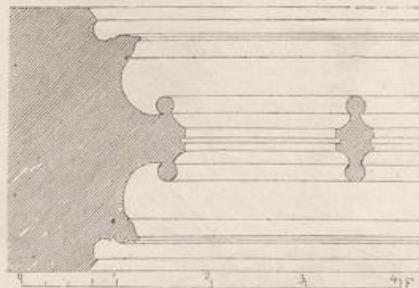


Fig. 480. Wiesenkirche zu Soest. Nördl. Seitenchor.

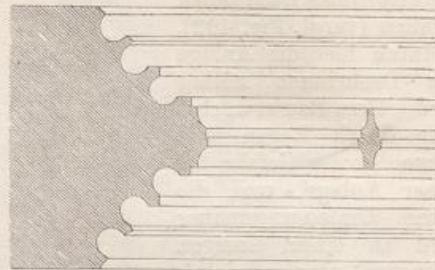


Fig. 481. Wiesenkirche zu Soest. Südl. Seitenchor.

eiserne Querstangen, die der Fensterverglasung zur Abtheilung und Befestigung dienten, aufrecht gehalten wurde. Doch wurde ein Säulchen davorgesetzt, welches mit seinem achteckigen Sockel auf der Fensterbank fußte und mit seinem Kapitäl den Beginn des Bogens andeutete. Manchmal lassen sich in der Bildung dieser Säulchen, besonders im Kapitäl und der rechtwinkligen Basis, die selbst gelegentlich das Eckblatt noch hat (vergl. die Figuren 482 u. 483), romanische Anklänge erkennen. Bald liess man aber auch Sockel und Kapitäl fort, so dass die Bewegung ungehemmt bis zum Bogenschluss sich fortsetzte (vergl. Fig. 485 u. 486), wie denn auch die runde



Fig. 482. Dom zu Naumburg. Westchor. (1250—1270.)

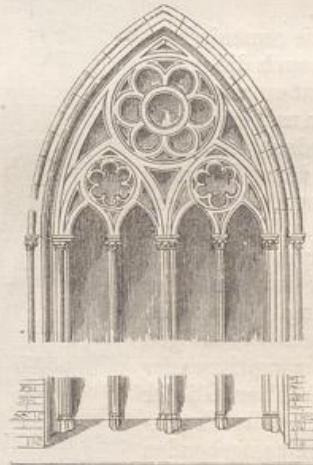


Fig. 483. Dom zu Halberstadt. (1252.)

Form verlassen und mit einer scharf abgeplatteten, elastisch eingekehrten vertauscht wurde (vergl. Fig. 480). Der Bogenschluss wurde wieder, ganz im Geiste der gothischen Kunst, durch Gruppierung von Einzelgliedern bewerkstelligt. Zunächst verband man die Pfosten unter einander und mit den Seitenwänden durch kleine Spitzbögen (vergl. Fig. 483). Je zwei derselben wurden sodann zu einer Gruppe geschlossen durch einen von dem mittleren Pfosten zu der Seitenwand hinübergespansnten grösseren Bogen. So ergaben sich in unterster Reihe vier, in mittlerer zwei Bögen, die zusammen wieder von dem Hauptschlussbogen des Fensters umfasst wurden. Es blieben nun aber ziemlich weite Oeffnungen übrig, welche sowohl aus constructiven wie ästhetischen Gründen ausgefüllt werden mussten. Hierzu bediente man sich einer bereits im Uebergangsbau gebräuchlichen Form, die man indess reicher und manich-

fältiger entwickelte. Nach Analogie jener aus mehreren Kreissegmenten zusammengesetzten Kleeblattmuster bildete man kleine aus drei, vier oder mehreren Bogentheilen bestehende Figuren, die sogenannten Pässe, Drei-, Vier-, Fünfpässe u. s. w. Meistens spannte man sie wie bei Fig. 483, in einen Kreis oder auch wohl, wie bei

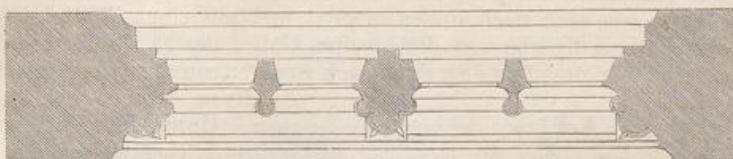


Fig. 484. Nikolaikapelle zu Ober-Marsberg. Fenstergrundriss.

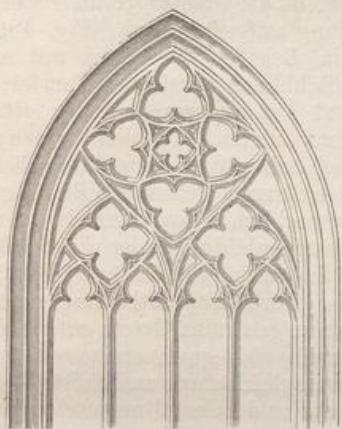


Fig. 485. Wiesenkirche zu Soest. (c. 1350.)



Fig. 486. Lambertkirche zu Münster.

Fig. 485, in eine andere mathematische Figur hinein, deren Seiten jedoch, zufolge der in der ganzen Fensterbildung herrschenden elastischen Spannung, aus kleinen Kreissegmenten bestanden. Die vorspringenden Spitzen dieser Pässe (vergl. Fig. 488) nannten die alten Werkmeister mit bezeichnendem Ausdruck „Nasen“.

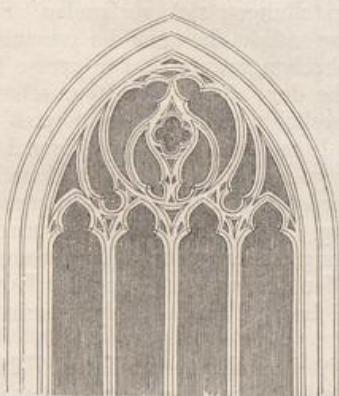


Fig. 487. Wiesenkirche zu Soest. (15. Jahrh.)

Dies Maasswerk, wie man die ganze Fensterkrönung im Gegensatz zum Stabwerk, den aufsteigenden Pfosten, nennt, bildet eins der wichtigsten Elemente der gotischen Architektur, welches in seiner mannichfachen mathematischen Combination von den alten Meistern mit Vorliebe ausgebildet und an vielen anderen Theilen des Bauwerks verwendet wurde. Im Inneren findet man es besonders an den Triforien-galerien, deren Bögen oft in zierlicher Weise mit Drei- und Vierpässen und anderen noch reicher Figuren geschmückt wurden. Die prinzipiell entwickeltste Fensterbildung ist wohl die, von welcher Fig. 485 ein Beispiel gibt. Sie zeigt am klarsten die strenge Consequenz, nach welcher der gotische Styl die einmal angenommene Formel in einer bestimmten Progression auf allen Stufen wiederholt. Bei dieser Form

Ver-schiedene  
Ausbildung.



Fig. 488. Nase.

ist es Hauptbedingung, dass alle Bögen gleichartig und zwar aus dem gleichseitigen Dreieck beschrieben sind. Bisweilen, in England sogar häufig, mischte man aber Bögen verschiedener Art in demselben Fenster zusammen, wodurch eine weniger klare und gesetzmässige Figur hervorgebracht wurde. Die frühgotische Zeit bildete Pfosten und Pässe aus rundlichen Gliedern, erst der entwickelte Styl gab ihnen eine scharf eingezogene Form, die sich nach aussen zuspitzt und mit einem Plättchen geschlossen wird. In der späteren Epoche von der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. an, drang auch in das Maasswerk ein unruhiges Streben nach weniger constructiven, als spielend decorativen, bunt verschlungenen Formen. Unter diesen ist eine der am weitesten verbreiteten die sogenannte Fischblase, ein flammenförmiger, rundlich geschwungener Pass, der bereits die Gesetze geometrischer Bildung aufgelöst zeigt. Fig. 486 gibt ein Beispiel von einem mit solchen Fischblasen verzierten Fenster, Fig. 487 ein anderes, minder glücklich componirtes. Bei beiden Formen macht sich schon darin ein Abweichen von der Strenge gothischer Bildungsweise bemerklich, dass hier die verticale Gruppenbildung in der unteren Bogenreihe schon ein Ende erreicht, und die obere Hauptabtheilung mehr nach einem centralen Gesetz entwickelt ist, worin sich gewissermaassen eine — wenngleich stark modifizierte — Rückkehr zu der Gestaltungweise der Radfenster ankündigt.

Die Fenster waren ganz aus farbigen Glasstücken zusammengesetzt, welche theils zu ornamentistischen bunten Mustern, theils zu figürlichen Darstellungen sich verbanden. Diese Glasgemälde, die auch der romanische Styl schon kannte, stellen grosse Tapische dar, die dem kalten, scharfen Tageslichte den Eingang wehrten und das Innere mit einem farbigen Licht übergossen. Kleine, mit starkem Blei eingefasste Scheiben bildeten mosaikartig die Zeichnung, die immer in einer gewissen typischen Allgemeinheit

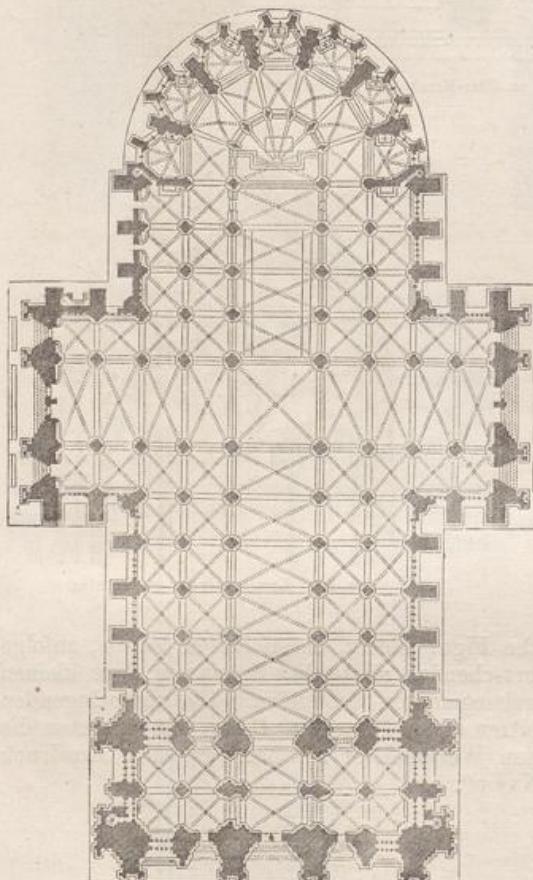


Fig. 489. Dom zu Köln.  
(1 Zoll = 120 Fuss.)

gehalten war, wie sie für den Ort sich schickte. Bei der Zusammenstellung der Farben gilt das gleiche Gesetz rhythmischen Wechsels, welches schon der Polychromie des romanischen Styles (vergl. S. 362) zu Grunde lag.

**Ausbildung des Grundrisses.** Wir haben nun die wesentlichen Eigenthümlichkeiten der Grundrissbildung weiter zu verfolgen (vergl. Fig. 489). Eine der entscheidendsten Neuerungen des gotischen Styls war die Umgestaltung der Altarnische. Im romanischen Bau war diese nur äusserlich dem Chor vorgelegt, häufig mit ihm durch eine Krypta über den Boden erhöht. Die Gotik beseitigte die schon in der letzten romanischen Epoche in Abnahme gekommene Krypta vollends, liess den Chor sich bloss mit einigen, etwa drei Stufen, über das Langhaus erheben, und schloss ihn wie früher durch einen Lettner (eine steinerne Brüstung) von letzterem ab. Ferner bewirkte die consequente Durchführung des Strebensystems, dass die Nische einem polygonalen Abschluss weichen musste, der im ganzen Höhe mit den übrigen Haupttheilen aufstieg und von einem mehrtheiligen

Choranlage.

Rippengewölbe überdeckt wurde. Dieser Chorschluss ist mit seltenen Ausnahmen durch ungerade Seitenzahl gebildet, entweder aus dem Achteck, dem Zwölfeck, auch wohl aus dem Zehneck genommen. Durch diese Anordnung trat der Chor in innigen organischen Verband mit dem Langhause und gab demselben zugleich einen lebensvollen Abschluss. Um aber diesen Haupttheil reicher auszubilden, führte man die jenseits des Querhauses verlängerten Seitenschiffe als Umgang um denselben herum und trennte diesen von dem Mittelraume durch steinerne Schranken. Den Aufbau dieser Theile gestaltete man genau nach dem im Langhause herrschenden System, in-



Fig. 490. Dom zu Köln. Inneres.

dem man den Oberbau auf Bündelpfeilern ruhen liess und seine Wände mit Triforien und darüber mit Fenstern durchbrach.

Noch reicher indess gestaltete sich bei den grossen Kathedralen die Choranlage Kapellenkranz. durch eine Reihe niedriger Kapellen, welche wie ein Kranz die Chorungänge umziehen. Wir fanden eine ähnliche Anordnung schon in romanischen Bauten des mittleren Frankreichs, nur verfuhr auch hierin der gotische Styl umgestaltend, indem er aus den halbrunden Nischen polygone Kapellen mache, die in lebendig organischer Weise dem Uebrigen sich anschliessen. So klingt die polygone Form des Mittelbaues mit kräftiger Bewegung in eine Anzahl kleinerer verwandter Figuren aus. Dieser centralisirenden Anlage des Chores, die ein ächt französischer Gedanke ist, und Langhaus.

die man als den ersten Ausdruck eines Princips betrachten kann, welches damals gerade in Frankreich auch auf dem politischen Felde seine staatbildende Kraft zu äussern begann, tritt in Deutschland eine andere Art der Chorbildung entgegen, welche man eine decentralisirende, individualisirende nennen darf. Auch sie beruht

auf der romanischen Tradition und besteht darin, dass sie neben dem einschiffig gebildeten polygon geschlossenen Hauptchor besondere Polygon-Kapellen für die Kreuzarme oder die Seitenschiffe anordnet, so dass dieselben mit der Hauptapsis eine Gruppe nebengeordneter, aber für sich selbständiger Einzelheiten darstellt. Bisweilen freilich wirkt die grosse Pracht und malerische Schönheit der französischen Choranlage so stark ein, dass man sie in Deutschland einfach copirt, wie an den Domen zu Köln, Prag, Augsburg, oder sie doch in den wesentlichsten Punkten adoptirt und wenigstens den Umgang mit einer einzelnen Kapelle, wie am Dom zu Halberstadt, oder mit drei Kapellen wie an der Marienkirche zu Lübeck aufnimmt. — Mit dieser reichen Choranlage hielt nun als-

bald die Entwicklung der übrigen Theile des Baues gleichen Schritt. Die Zahl der Seitenschiffe des Langhauses wurde verdoppelt, das Mittelschiff also auf beiden Seiten von je zwei gleich breiten und gleich hohen Seitenschiffen eingefasst. In späterer

Zeit fügte man bisweilen dem dreischiffigen Langhause jederseits eine Kapellenreihe hinzu, indem man die Strebepfeiler in das Innere hineinzog. Endlich erhielt auch das Kreuzschiff niedrige Abseiten, so dass es als dreischiffiger Querbau das fünfschiffige Langhaus durchschnitt.

So war ein reich gegliedertes, ja compleirtes Innere geschaffen, welches durch seine malerischen Durchsichten, seine wechselnde Beleuchtung, seine luftige Zusammenfügung einen scharfen Gegensatz gegen die ernste, einfache Ruhe und Bestimmtheit romanischer Kirchen bildete. In der gothischen Kathedrale schien eine innere Kraft thätig, die aus dem Kern immer neue Theile hervorzu treiben fähig war. Das Auge konnte hier an den dicht gedrängten, reich gebündelten Pfeilern leicht hingleiten, und wurde mit sanfter Gewalt unaufhaltsam fortgezogen, bis es an dem kunstreich geschlossenen, von gedämpftem Lichtglanz durchströmten Chor mit den Umgängen und Kapellen einen willkommenen Ruhpunkt fand.



Fig. 491. Dom zu Halberstadt. Querdurchschnitt.

Die letzte Vollendung gab aber die Anwendung der Farbe. Wir sahen bereits, wie die ruhigen Wandflächen des romanischen Styls sich in Fenster verwandelten, wie dem gemäss die Wandmalerei der Glasmalerei weichen musste. Die ausgedehnten historischen Darstellungen, welche die Wände romanischer Kirchen bedeckten, schrumpften gleichsam zu beschränkten, streng statuarisch behandelten Gestalten oder zu fast miniaturartig kleinen Bildern zusammen. Auch die Bemalung der architektonischen Glieder erscheint im gothischen Styl etwas zurückgedrängt, da hier das

Farben-  
schmuck.

Fig. 492. Theil vom Querschnitt  
des Kölner Doms.

Eindruck  
des Innern.

 A detailed architectural drawing showing the interior of the Cologne Cathedral's transept. It features multiple levels of galleries (Umgänge) surrounding a central space, supported by numerous columns and piers. The drawing emphasizes the complex structural framework and the height of the cathedral's interior.

Wesen derselben durch ihre plastische Form bereits klar ausgesprochen war. Aehnlich verhielt es sich ja auch in der Antike, wo der ionische Styl, je mehr er die Glieder plastisch durchbildete, der reicheren farbigen Ausschmückung sich entzog. Oft liess man die Pfeiler in der natürlichen Beschaffenheit ihres Steinmaterials nackt stehen.

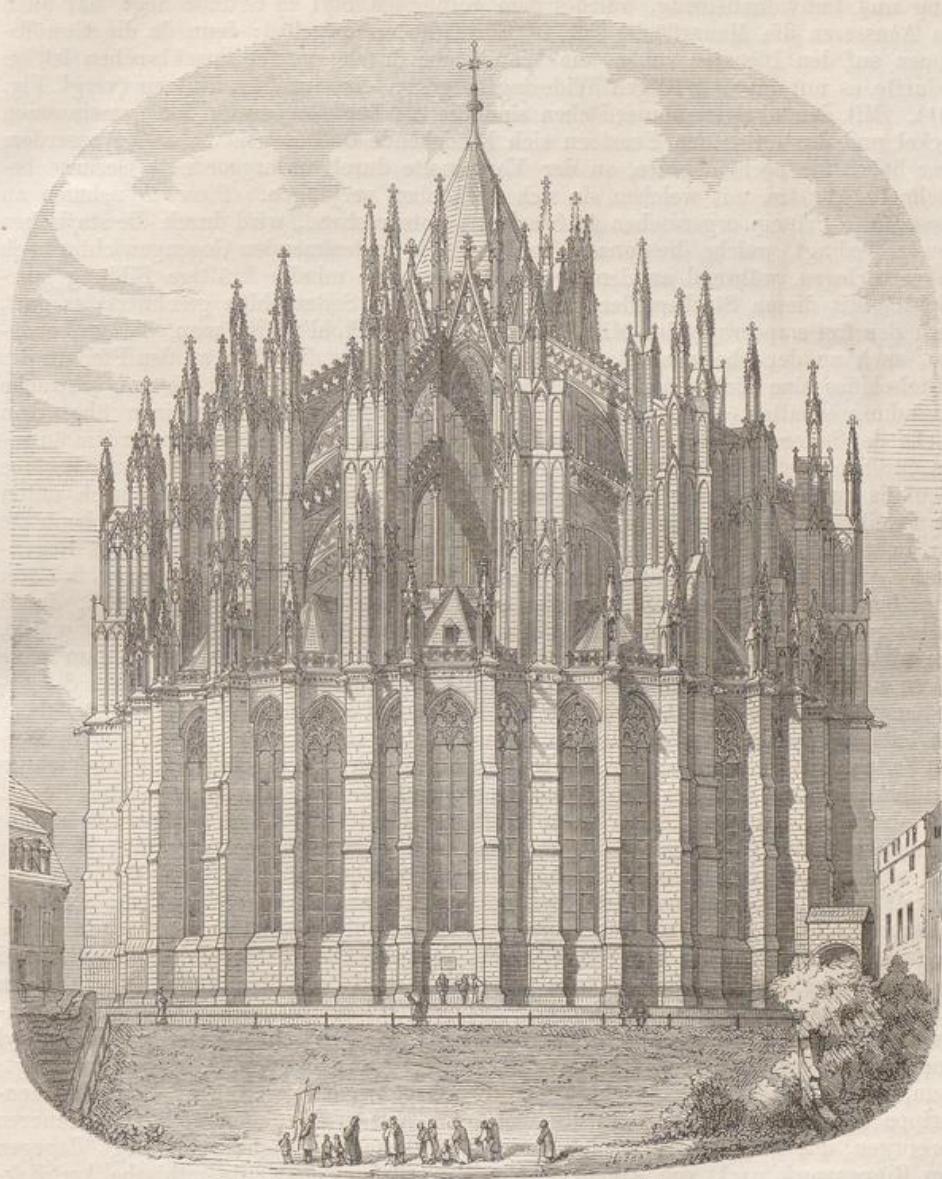


Fig. 493. Chorschluss des Kölner Doms.

Nur an den Kapitälern scheint man eine Vergoldung des Blattwerks auf farbigem Grunde geliebt zu haben. Die Gewölkappchen wurden verputzt, und entweder mit goldenen Sternen auf blauem Grund, oder auch mit figurlichen Darstellungen geschmückt. Jedenfalls sah man darauf, dass das Innere auch in der Bemalung eine harmonische Gesamtwirkung hervorbrachte.

Das  
Aeussere.  
Strebepfeiler.

Bei der Betrachtung des Aeusseren treten zunächst und am meisten die Strebepfeiler hervor. Auf ihnen beruht vorzüglich der selbständige, von anderen Bausystemen abweichende Eindruck des gothischen Styles. Es sind dies mächtige, vierseitige Mauermassen, welche sich an jenen Punkten der Aussenmauern erheben, wo im Inneren die Gewölbstützen angeordnet sind. Nach dem Princip schärfster Sonderung und Individualisirung, welches dem gothischen Styl zu Grunde liegt, hat auch am Aeusseren die Mauerfläche sich in Einzelglieder aufgelöst; denn da die Gewölbrippen auf den Diensten ruhen, die Wandfläche durch Fenster durchbrochen ist, so bedurfte es nur eines kräftigen Widerlagers gegen die einzelnen Stützen (vergl. Fig. 491). Mit den übrigen Mauerflächen sind die Strebepfeiler durch den gemeinsamen Sockel und das unter den Fenstern sich hinziehende Gesims verbunden. Ausserdem aber haben sie noch mehrere, an der Vorderseite durch untergeordnete Gesimse bezeichnete Absätze, mit welchen sie sich nach oben verjüngen. Dieses Abnehmen an Masse, dem Princip organischen Aufwachsens entsprechend, wird durch die statischen Gesetze bedingt, welche die ganze Wucht des sich anstemmenden Gegengewichtes nach unten verlegen, während an den oberen Theilen eine minder kräftige Bildung ausreicht. Mit diesen Strebepfeilern sind aber nur die Seitenschiffe geschützt; es galt, auch den frei emporragenden Mittelbau zu sichern. Wohl führte man, dies zu bewirken, auch an der Oberwand Strebepfeiler auf, allein da dieselben an den Pfeilern des Mittelschiffes eine nicht eben breite Basis hatten, so konnten auch sie nur schwache Ausladung erhalten. Daher schlug man von ihrem oberen Punkte einen über dem Dache des Seitenschiffes frei schwebenden Bogen, den Strebebogen, nach dem äusseren Strebepfeiler hinüber, und hatte nunmehr den Seitenschub der oberen Gewölbe ebenfalls auf die äusseren Streben geleitet. Man gab dem Strebebogen nach unten die Profilirung der Gewölbrippen, nach oben einschräge Abdachung, und benutzte ihn ausserdem durch Anlegung einer Traufrinne als Ableitungskanal für das Regenwasser. Am unteren Ende über dem Strebepfeiler wurde ein Wasserspeier in Form eines hockenden Thieres, eines Hundes oder Drachen und dergl. angebracht, durch dessen geöffneten Rachen das fallende Wasser weit vom Bau hinweggeschleudert wurde. Um nicht dem Strebebogen eine unnötige Schwere zu geben, durchbrach man seine Masse mit freiem Fenstermaasswerk oder Rosetten. Complicirter musste dieses Strebensystem werden, wo zwei Seitenschiffe das Mittelschiff einfassten (vgl. Fig. 492). Hier führte man, um den Strebebögen den erforderlichen Halt zu geben, auf dem die beiden Seitenschiffe trennenden Pfeiler ebenfalls einen freien Strebepfeiler auf, und schlug von ihm nach der Mittelschiffwand und nach dem äusseren Strebepfeiler je einen Bogen. Um aber dem mittleren Pfeiler noch kräftigeren Halt und durch grössere Belastung vermehrte Festigkeit zu geben, führte man nun je zwei Strebebögen über einander auf, so dass auf jeden äusseren Strebepfeiler vier Strebebögen wirkten. Dadurch entwickelt sich ein so vielverzweigtes System von Stützen, dass der eigentliche architektonische Kern darunter fast ganz verschwindet, zumal am Chorschluss, wo durch die vielfachen Polygonformen eine divergirende Stellung aller Strebepfeiler bewirkt und ein dem Auge unentwirrbares Chaos vorgeführt wird (vgl. Fig. 493). Vor all den Einzelheiten verliert man den Eindruck des Ganzen, welches nach Schnaase's bezeichnendem Ausdruck völlig zerklüftet erscheint. Und so sehr ist der gothische Styl eine Architektur des Inneren, dass er diesen Charakter selbst dem Aeusseren aufprägt; denn, wie Schnaase treffend bemerkt, „in den Organismen der Natur ist das Knochengerippe und der Zusammenhang der dienenden und ernährenden Theile im Inneren verborgen, das Aeussere zeigt eine undurchbrochene Oberfläche: hier liegt dagegen dies Rippenwerk nackt vor Augen.“ Man kann daher sagen, die gothische Architektur habe kein Fleisch, sie sei nur ein Knochengerüst.

Strebebögen.

Ausbildung  
der  
Strebepfeiler.

Erhöht wird jene Verwirrung durch die Ausbildung der Strebepfeiler. Von den Gesimsen, welche in gewissen Abständen den Strebepfeiler umziehen oder nur an seiner Vorderseite sich zeigen, sprachen wir schon. Ihre Form ist sehr charakteristisch. Weit entfernt von der kräftigen Gliederung romanischer Gesimse, welche in wohl berechnetem Wechsel die Horizontale scharf markiren, bestehen alle Gesimse des gothischen Styls nur aus einer Abschrägung, welche vorn rechtwinklig abgeschnitten unterhalb mit einer tiefen Kehle ausgehöhlten wird, und dann mit einem feinen Rundstab

sich der Mauer anschliesst (Fig. 494). Diese Form ist nicht bloss zweckmässig für die Abwässerung, sondern prägt auch in ihrem schrägen Anstemmen die verticale Tendenz des Styles aus. In ihrer plastischen Wirkung unbedeutend und selbst durch den bisweilen hinzutretenden Blätterfries nicht wesentlich gesteigert, stellt sie nur ein feines horizontales Band dar, das sich um die Mannichfältigkeit der vorspringenden und zurücktretenden Theile verknüpfend schlingt. Den Strebebefler selbst bildete man nun reicher aus. Da der über dem Dache emporragende Theil höchstens als Belastung der unteren Masse statisch erforderlich war, so schnitt man den vorderen Theil des Strebebeflers schräg ab und setzte auf seinen Kern einen stülengetragenen Baldachin mit hohem Spitzhelm, unter welchem eine Statue Platz fand. Bald aber liess man in mehr organischer Weise eine schlanke, über-eckgestellte Pyramide, von den alten Werkmeistern Fiale genannt, aus dem Pfeiler Fialen. hervorwachsen, die man oft mit kleineren Nebenfialen umgab, oder zu der man in mehreren Abstufungen selbständige Fialen hinzufügte (vgl. Fig. 491 und 492). Die Fiale bildete man aus zwei Theilen: aus dem schlanken Spitzdache, dem Riesen (von dem alten Worte *reisen*, sich erheben, aufsteigen, engl. *to rise*), und dem unteren Theile, dem Leibe. Letzteren pflegte man durch blind aufgemeisseltes Stab- und Maasswerk zu verzieren; ersten durch kleine Steinblumen, Krabben, auch Knollen genannt (Fig. 495), die auf den Ecken gleichsam emporkriechen und auch ihrerseits die aufwärts treibende Bewegung höchst lebendig aussprechen. Aus der Spitze der Fiale blüht endlich eine kreuzförmig ausladende Blume (Fig. 496) hervor. Jene Krabben liebte man überall auf schräg ansteigenden Linien am Aeusseren, so namentlich auf den Rücken der Strebebögen (vgl. Fig. 491 u. 492), anzubringen. — An einfacheren Bauten gibt man dem Strebebefler wohl bloss eine schräge Bedachung oder ein schlankes Giebeldach. Wie das ganze Strebewerk in späteren Bauten einfacher, nüchterner behandelt wird, wie namentlich die Strebebögen dann oft eine schräg herablaufende gerade Linie bilden, ohne alle reichere plastische Decoration, erkennt man an der Seitenansicht der Kirche S. Etienne zu Beauvais (Fig. 497), die überhaupt die unschönen und mageren Formen der Spätzeit veranschaulicht.

Während die Seitenansicht und der Chor der gotischen Kirche durch jene Zerklüftung unruhig und verworren erscheinen, stellen sich nur an den Giebeln des Kreuzschiffes und an der Façade ruhige Flächen in geschlossener Masse dar. Die Kreuzgiebel, deren Strebebefler auf den vorderen Ecken sich bisweilen zu kleinen Thürmen ausbilden, erhielten nun in der Regel ein Portal, und traten dadurch, so wie durch ihre grössere Massenentfaltung, vorzüglich bedeutsam hervor. Dagegen musste ein Hervorheben der Kreuzgestalt durch eine centrale Thurmanlage nunmehr unpassend erscheinen, denn sie hätte dieser Stelle eine zu sehr überwiegende Geltung gegeben. Nur in gewissen Gegenden, namentlich in England, hielt man an einem mächtigen Thurme auf der Durchschneidung von Langhaus und Querschiff fest; bei manchen Kirchen beruht jedoch diese Anlage auf der Benutzung und dem Ausbau romanischer Theile. In der Regel gab man diesem Punkte nur einen untergeordneten kleinen, auf dem Giebel sich erhebenden Thurm, den sogenannten Dachreiter. Dagegen wies man fortan den Thurmbau fast ausschliesslich der Façade zu.

Je unruhiger die übrigen Theile des Aeusseren sich zeigten, desto wichtiger die Façade. erschien es, das Wesen des Baues an der Façade möglichst klar und bedeutsam auszusprechen. Die schönste Form ergab sich hier, wenn man nach dem Vorgange der bedeutenderen romanischen Kirchen zwei Thürme, den Seitenschiffen entsprechend, aufführte. Doch war bei den übermässig gesteigerten Dimensionen diese Doppelanlage meist nur bei fünfschiffigen Kirchen in ganzer Fülle zu entfalten, so dass je zwei Seitenschiffe durch einen Thurm gedeckt wurden. Es kam hier nicht bloss darauf an, die aufsteigende Tendenz des ganzen Baues in höchster Instanz noch einmal auszusprechen — denn das hätte durch einen einzelnen Thurm noch bestimmter geschehen

Lübbe, Geschichte d. Architektur. 5. Aufl.



Fig. 494. Gotisches Gesimsprofil.



Fig. 495. Krabbe.



Kreuzblume.



Kreuzgiebel.

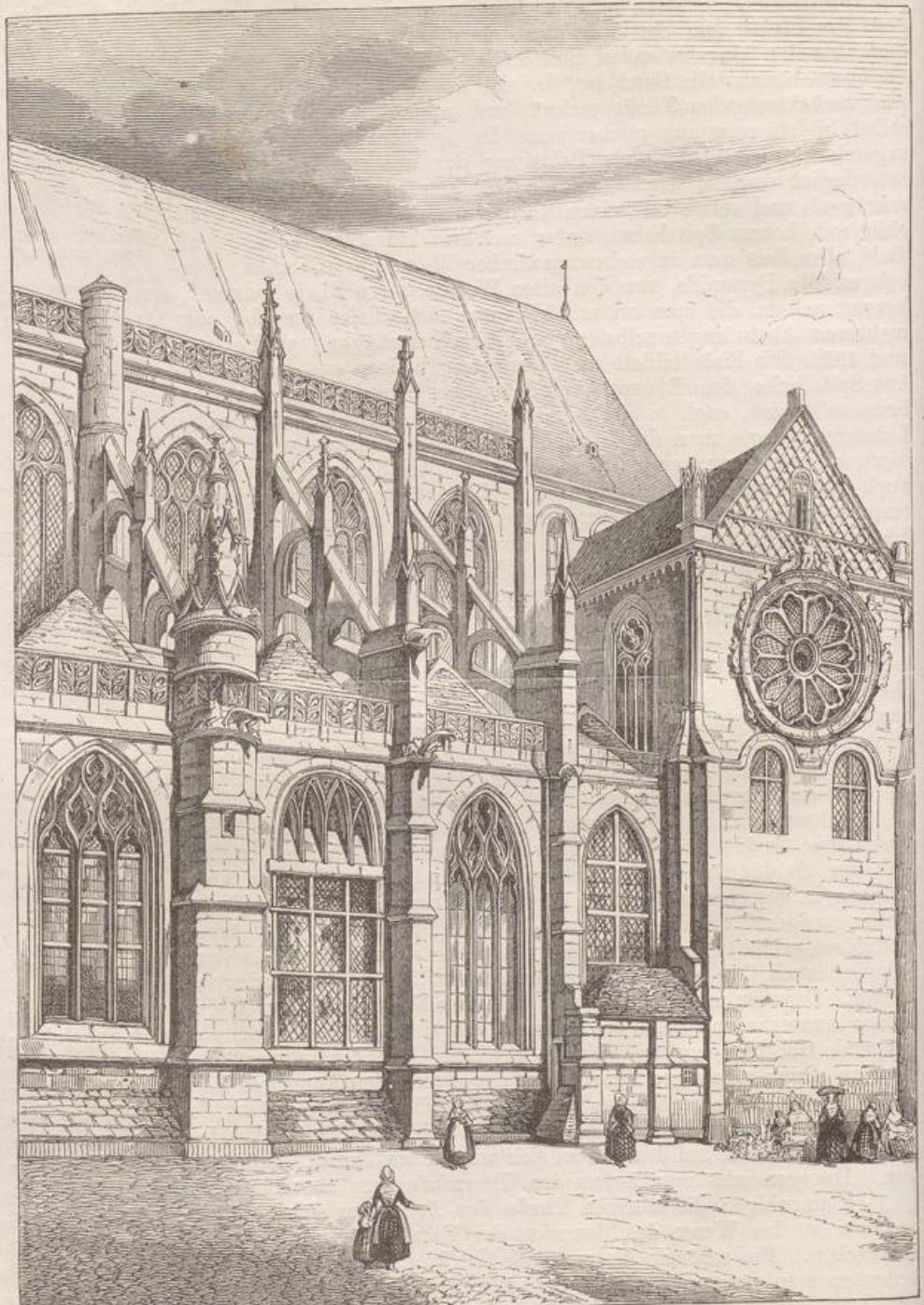


Fig. 497. Kirche St. Etienne zu Beauvais. Seitenansicht.

können —, sondern es musste dem hochragenden Mittelbau durch zwei mächtige Flankirungen ein Rahmen, den unselbständigen Seitenschiffen ein Abschluss geschaffen werden. Auch hier blieb man dem Grundgesetz des gotischen Styles treu, indem man die Thürme aus mächtigen Strebepfeilern und schwächeren Füllmauern aufwachsen liess. Dadurch ergaben sich von selbst drei Stellen für Eingänge, die man an den grossartigsten Kathedralen auch wirklich durch drei Portale ausfüllte. (Diese



Fig. 498. Kathedrale zu Auxerre.

Disposition zeigt die unter Fig. 498 beigegebene Abbildung der Façade des Doms zu Auxerre, obgleich der nördliche Thurm nur bis zum Anfang der Spitze, der südliche nur in den unteren Geschossen zur Ausführung gekommen ist.) Manchmal freilich ist nur ein mittleres angeordnet.

An diesen Portalen galt es, den Reichthum des Styls in höchster Concentration <sup>Portale.</sup> zu zeigen (Fig. 499). Man ging auch hierbei von der romanischen Portalbildung aus, indem man die Wandung nach innen in schräger Richtung sich verengen liess. Allein nicht wie dort aus Säulen und Mauerecken bestand diese Abschrägung: sie wurde viel-

mehr aus feinen vorspringenden Stäben, welche bald die birnenförmige Schwingung der Gewölbbrippen annahmen, zwischen tiefen Hohlkehlen gebildet. In die Hohlkehlen stellte man auf kurzen Säulchen Statuen von Heiligen, überdeckt von reichen Bald-

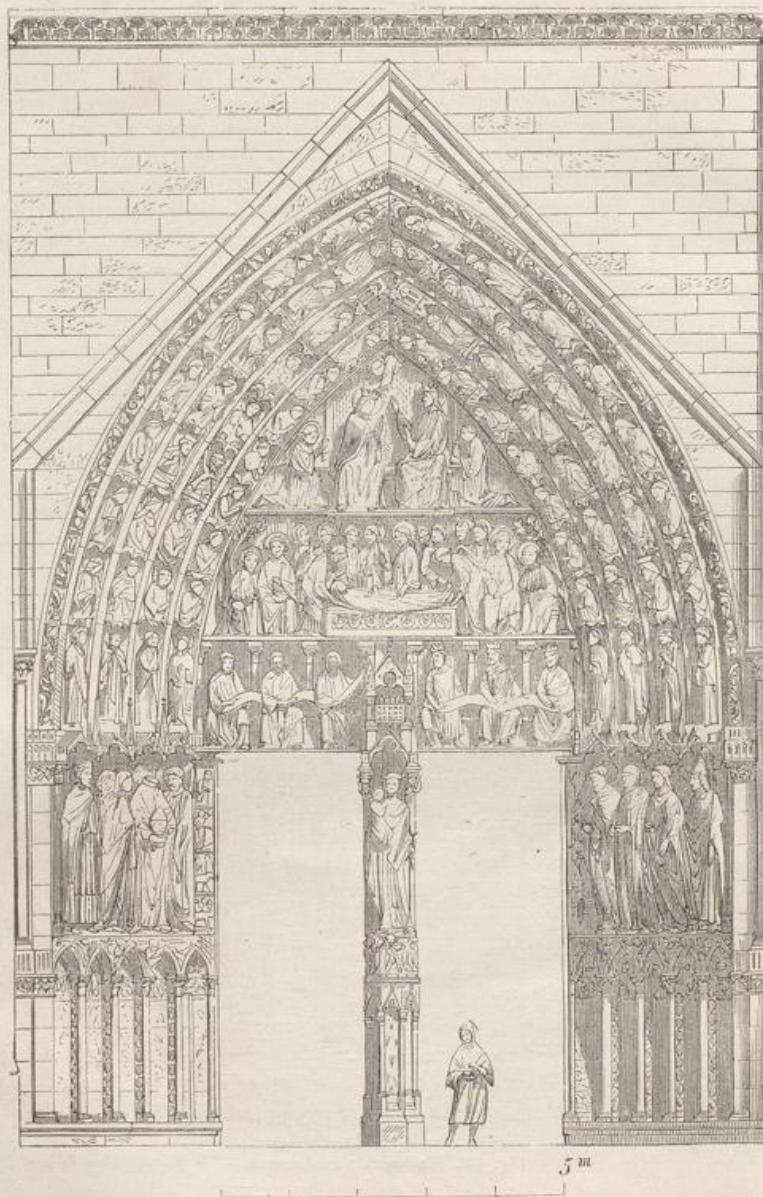


Fig. 499. Portal von Notre Dame in Paris. (Viollet-le-Duc.)

chinen. Wegen ihrer grossen Breite theilte man die Hauptportale durch einen mittleren Pfosten, vor welchem man die Statue eines bevorzugten Heiligen anzubringen liebte. Die feinen Laubkapitale, welche in späterer Zeit ganz beseitigt wurden, unterbrachen nur auf einen Augenblick die verticale Gliederung, die sich weiter in spitzboiger Schwingung fortsetzt und das Portal abschliesst. Hier werden die Hohlkehlen

ganz mit kleinen Statuen oder Gruppen gefüllt, welche auf Consolen stehen, die für das unterhalb folgende Bildwerk als Baldachin sich gestalten. Im Bogenscheitel stossen zwei Baldachine zusammen. So reich und malerisch diese Anordnung ist, so wenig kann man sie nach architektonischen Gesetzen gut heissen oder gar schön nennen.

Die Figuren, deren Untersatz je weiter nach oben desto schrägere Richtung hat, scheinen jeden Augenblick herabfallen zu wollen und geben einen unruhigen, verwirrenden Eindruck. Das flache Bogenfeld über dem Thürsturze wird sodann mit Reliefs ausgefüllt, die aber meistens in so kleinem Maasstabe angelegt werden, dass durch mehrere horizontale Abtheilungen die Fläche nicht eben glücklich eingeteilt ist. So verkümmert der gothische Styl in seinem auf die Spitze getriebenen Streben, Alles gleichsam aus eigenen Mitteln zu bestreiten, am Aeusseren die Mitwirkung der Plastik, wie er im Inneren die Thätigkeit der Malerei beschränkt hat. Wie diese Kunst sich auf die ungenügenden Darstellungsmittel farbiger Glasstücke verwiesen sah, so war die Plastik gehindert, ihre Figuren, die sich in äusserste räumliche Beengung einzwängen mussten, körperlich frei und lebenskräftig zu entwickeln. Sie haben fast durchgängig etwas Schmalschulteriges, wie der vollendete gotische Dom selbst. In Deutschland, wo die gothische Architektur in schärfster Einseitigkeit sich ausbildete, vermochte die Sculptur an der Architektur am wenigsten zur Geltung zu kommen; besser gelang es ihr in Frankreich wo man die Façade oft gänzlich mit Statuen bedeckte, dadurch aber freilich die Consequenz des Systems schwächte.

Da das Portal mit seiner Gliederung kräftig aus der Mauerfläche vorsprang, so gab man ihm als oberen Abschluss einen Spitzgiebel, den die alten Werkmeister „Wimperge“, d. h. Wind-Berge, Schutz vor dem Winde, nannten. Man flankirte ihn auf beiden Seiten mit Fialen, bedeckte seine Fläche mit blindem Maasswerk und schmückte ihn auf den Kanten mit Krabben und einer Kreuzblume. Diese Wimperge liebte man überall da anzuwenden, wo eine Bogenform selbständig aus der Mauermasse vortrat, also namentlich an den Fenstern (Fig. 500), auch wohl an den Chorkapellen, um deren Dächer zu verdecken. Auch die Seitenansicht der Kathedralen, die über dem Dachgesims in der Regel eine Galerie freien Maasswerks haben, wird oft durch die über den Fenstern aufsteigenden Wimperge belebt. Durch die schlanken Giebel erfährt die Horizontale beständige Unterbrechungen, wird das Einzelwesen der Bautheile schärfer ausgesprochen, bekommen die oberen Theile einen noch leichteren, luftigeren Anschein.

Weiter hinauf wird nun der mittlere Theil der Façade entweder selbständig ohne Beziehung auf die beiden Thürme behandelt, oder man betont die innige Verbindung dieser Theile dadurch, dass man die Hauptgesimse an der ganzen Breite der Façade durchführt. In letzterem Falle folgt zunächst ein den oberen Theilen der Schiffe entsprechendes Geschoss, welches durch drei breite Fenster geschmückt ist. Das in der mittleren Abtheilung liegende erhält grössere Breite oder auch — namentlich in französischen Kathedralen, wie Fig. 501 auf nachstehender Seite zeigt — die Form einer mächtigen Rose, die nun in reichster Weise durch ein strahlenförmiges Maasswerk verziert wird. Zwar bildet ein solches Rundfenster

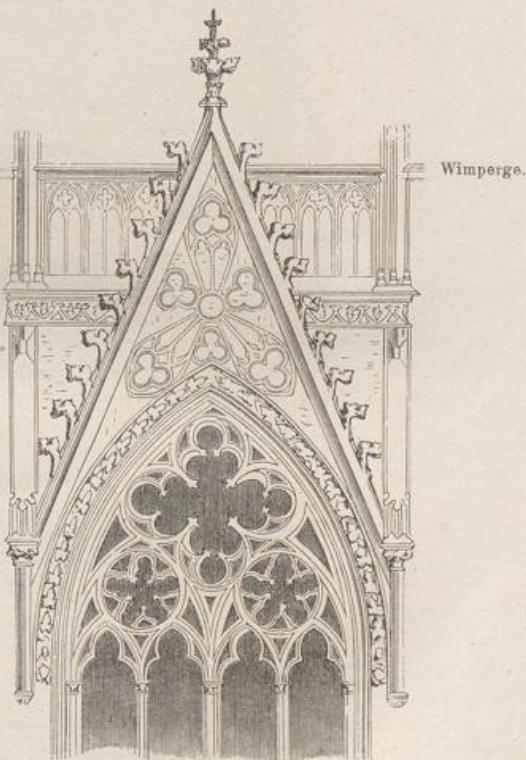


Fig. 500. Wimperge vom Kölner Dome.

Wimperge.

einen Gegensatz gegen die verticale Tendenz des Styles, aber dies gehört zu jenen Inconsequenzen, aus welchen in der Kunst oft die herrlichsten Wirkungen her-



Fig. 501. S. Pierre zu Caen in der Normandie.

vorgehen. Häufig ragt der Spitzgiebel des Hauptportals so weit empor, dass ein Theil des mittleren Fensters (wie in Fig. 498) davon verdeckt wird; auch ist wohl

eine Galerie von frei gearbeitetem Maasswerk vor dem Fenster aufgeführt, die wie ein durchbrochenes Gitter sich vor demselben erhebt. Der mittlere Verbindungsbau schliesst endlich mit dem hohen Giebel des Hauptschiffes ab, während auf beiden Seiten die Thürme nun gesondert aufstrebten. Mehr äusserlich decorativ muss es

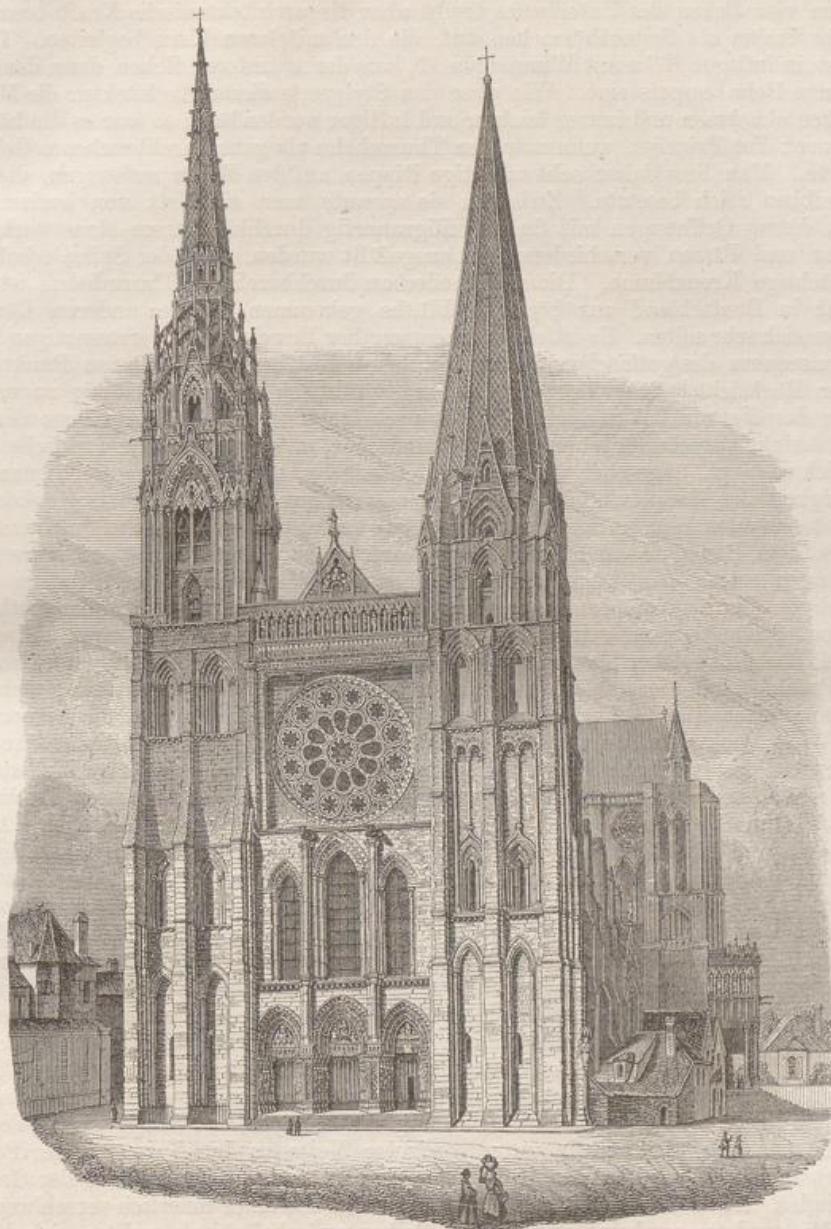


Fig. 502. Kathedrale zu Chartres.

genannt werden, wenn eine horizontale Galerie, den Körper des Langhauses maskirend, den Mittelbau bekrönt. So zeigt es die Façade der Kathedrale zu Chartres (Fig. 502), welche ausserdem durch die Strenge ihrer frühgotischen Bildungsweise sich auszeichnet.

**Thurmbau.** War an den unteren Theilen schon durch die mächtigen Strebepfeiler eine Sonderung der Thürme von dem Verbindungsbau gegeben, so steigen dieselben in kräftig viereckiger Masse weiter oberhalb jeder für sich auf. Ein galeriegekröntes Gesims schliesst sodann den Unterbau ab, und in verjüngter Gestalt steigt achteckig ein oberes Thurmgeschoss auf, ebenfalls durch schlanke Fensteröffnungen lebendig gegliedert. Aus den vier Ecken des Unterbaues treibt aber die architektonische Kraft besondere schlanke Fialen als Seitenthürmchen auf, die den mittleren Kern begleiten. Dieser schliesst in luftiger Höhe mit Wimpergen ab, aus deren unteren Ecken dann der steile achteckige Helm emporsteigt. Wie aber das Stylgesetz dieser Architektur die Massen nach oben abnehmen und immer leichter und luftiger werden lässt, so war es die höchste Consequenz des Princips, wenn man den Thurmhelm als ganz durchbrochenes Gehäuse aufführte. Man liess daher acht mächtige Rippen auf den Ecken aufsteigen, die man mit Krabben reich besetzte. Zwischen sie spannte man ein Netz von horizontalen Stäben, dessen Oeffnungen mit freiem, filigranartig durchbrochenem Maasswerk, mit Rosetten und Pässen verschiedener Art ausgefüllt wurden. Auf der Spitze erhob sich eine mächtige Kreuzblume. Dieser Wunderbau durchbrochener Thurmhelme ist freilich nur in Deutschland zur höchsten Blüthe gekommen, in den anderen Ländern findet er sich sehr selten. Er ist ein stärkenswerther Beweis von der grossartigen Kraft und Consequenz des gothischen Systems, welche selbst auf dem höchsten Punkte mit genialer Rücksichtslosigkeit gegen Alles, was praktisch und zweckmäßig zu nennen ist, nur der Verwirklichung seines Ideals nachstrebt. Denn abgesehen von der Unzweckmäßigkeit solcher durchbrochenen Steindächer, unter welchen das wirkliche Holzdach sich verbirgt, abgesehen von der dadurch in's Unausführbare angewachsenen Riesenhaftigkeit des Bauplanes, der denn auch niemals zur vollen Ausführung gekommen ist, lässt sich auch kein einziger Standpunkt gewinnen, von welchem aus die Durchbrechungen dem Beschauer sich in klarer, harmonischer Weise darbieten. Ihre Verschiebungen setzen das Auge stets auf's Neue in Verwirrung, und liefern einen abermaligen Beweis von der eigensinnigen Consequenz, mit welcher der gothische Styl dem Steine seinen spitzfindigen mathematischen Caleit aufzwang. Eins der edelsten Beispiele solcher Thurmanlage bietet das Münster zu Freiburg im Breisgau dar. Freilich sind hier die unteren Theile in ihrer zu kahlen Erscheinung nicht auf einen so reichen Oberbau berechnet, auch ist der achteckige Aufsatz nicht in organischer Weise aus dem viereckigen Unterbau entwickelt, indess zeigt die durchbrochene Spitze das gothische System in schöner Entfaltung und glücklicher Vollendung.

**Decoration.** Wir haben in unserer bisherigen Darstellung stets die glänzendsten Denkmäler des gothischen Styles im Auge gehabt, weil sich an ihnen allein der Geist jener Architektur voll und erschöpfend ausspricht. Es bleibt noch übrig, die Ornamentation des Aeusseren mit einigen Worten zu bezeichnen. Wie dieser Styl die Masse des Bauwerks in ein System von Einzelglieder auflöst, die nach oben in feine durchbrochene Spitzen sich verjüngen, so ist nun auch der ganze bauliche Körper mit einem Netze zierlichen Maasswerks bedeckt. Doch wird auch dabei in guter Zeit das Gesetz beobachtet, dass die unteren Theile einfach, massenhaft behandelt, die oberen immer reicher und leichter sich entwickeln müssen. So bewundernswürdig nun auch die Consequenz ist, mit welcher dieselbe mathematische Form an allen Baugliedern sich gleichsam auf's Neue hervorbringt, so lässt sich doch auch nicht verkennen, dass dieser Reichtum auf einer gewissen Beschränktheit, auf einer Armut an Motiven beruht, die wiederum durch die eiserne logische Folgerichtigkeit des Systems bedingt wird. Vegetabilischer Schmuck wird nur in untergeordneter Weise an den Kapitälen der Portale und Fensterpfosten und in den Hohlkehlen der Fensterumrahmung und der Gesimse angewendet. Auch hier besteht das Laubwerk nicht aus einer innerlich verschlungenen Arabeske, sondern erscheint nur lose in Reihen aufgehæftet, als wollten sich die der Natur frei entlehnten Formen unter all den abstract mathematischen Gestaltungen deutlich als fremdartigen Schmuck ankündigen. Thierfiguren kommen nur in den barock-phantastischen Wasserspeichern vor. Die menschliche Gestalt endlich findet ebenfalls nur eine örtlich beschränkte Anwendung an den Portalen. Nur bei den frühgothischen Bauten Frankreichs ist an Portalen, Vorhallen, Galerien eine überaus reiche Anwendung von Freisculptur und Reliefbildwerken gemacht.

Vergleichen wir schliesslich die gotische Architektur mit der romanischen, so ist der grossartige Fortschritt in constructiver Beziehung, der den gothischen Styl zum Ausdruck der höchsten bis jetzt erreichten Befreiung von den Fesseln des Materials macht, nicht zu verkennen. Aber in seiner kühnsten Consequenz verfällt er sofort einer Einseitigkeit, die wir als nothwendiges Ergebniss einer Zeitrichtung wohl bewundern, nicht aber als nachahmungswert anpreisen dürfen. Wir können nicht vergessen, dass der gotische Dom mit einem unermesslichen Aufwand von Mitteln ein Ganzes darstellt, das beinah der Natur und der Zweckmässigkeit zum Trotz errichtet zu sein scheint. Dass zur Herstellung eines Innenraumes hier ein Aufwand gemacht ist, der zu dem praktisch Erreichten in keinem Verhältniss mehr steht, wollen wir weniger hervorheben: denn auch der antike Marmortempel überschritt weit das Maass strenger Zweckmässigkeit. Dennoch dürfen wir uns nicht verhehlen, dass, wie L. Lange richtig bemerkt, die Aufgabe der Architektur nicht darin besteht, Ideale zu realisiren, sondern das Reale zu idealisiren. Das Erstere hat der gotische Styl versucht. Betrachten wir diese Wunderbauten, die mit tausend und abertausend feinen Spitzen, ohne welche dieser Styl der Nüchternheit anheimfällt, der Vernichtung ihrer Arme entgegenstrecken; die so kolossal bedacht sind, dass sie beinah nie zur Vollendung gekommen, ja meistens in ihren älteren Theilen schon zerstört sind, ehe sie noch die Vollendung erreicht haben; die in ihren riesigen Strebepfeilermassen, wie in den oft mit den Gewölben gar nicht innerlich verbundenen Strebebögen eine über die statischen Zwecke weit hinausgehende Verschwendug von Material und Arbeit zeigen; die endlich durch ein System von geistreicher Täuschung die Functionen der Glieder theils verbergen, theils ungehörig und wiederum verwirrend dem Auge entgegen drängen: so wird man gestehen müssen, dass Wahrheit, Natur, Zweckmässigkeit durch diese Architektur empfindlich verletzt werden, und dass der romanische Styl in grösserer Klarheit, in einer bei höchstem Reichthum der Ausstattung doch überwiegenden Einfachheit den Forderungen des Bedürfnisses leichter, angemessener und gediegener genügt.

Stellt man sich aber auf einen höheren Standpunkt und beschaut diese Riesendome mit den Augen des Historikers, so wird man die Opposition des Verstandes bald verstummen sehen und zur lebhaftesten Bewunderung sich hingerissen fühlen. Von der Höhe dieses Gesichtspunktes erscheint der gotische Dom als die höchste Verkörperung des christlich-mittelalterlichen Geistes. Es ist, als ob alle Kräfte jener wunderbaren Zeit sich in ihm vereinigt hätten, in einer der glänzendsten Kunstschöpfungen aller Zeiten sich zu offenbaren. In keiner anderen Epoche der Geschichte ist der ganze Inhalt einer Zeit so ausschliesslich in den Werken einer einzigen Kunst ausgestrahlt worden, hat diese eine Kunst alle gestaltende Kraft so völlig absorbiert, wie hier. Deshalb finden wir den höchsten Freiheitsdrang, die geniale Kraft zur Individualisirung, die erdvergessende religiöse Begeisterung, die selbst die Gesetze der Natur spiritualistisch umzubauen sucht, im gotischen Dom auf's grossartigste verkörpert.

Von diesem Punkte aus haben wir, um das Wesen der gotischen Architektur völlig zu verstehen, einen vergleichenden Blick auf den griechischen Tempel zu werfen. Schroffere Gegensätze lassen sich nicht ersinnen. Der griechische Tempel, breit auf der Erde gelagert und mässig aufstrebend, mit sanft ansteigendem Dache schliessend, wie spricht er ruhiges, irdisches Gentigen so rein und klar aus! Der gotische Dom, auf engem Grundplan schmal sich hinzeichnend, des rastlosen, himmelanstrebenden Aufschiessens kein Ende wissend, wie athmet er den sehnstüchtig nach dem Jenseits ringenden Geist des Mittelalters! Jener tritt in plastischer Geschlossenheit als einheitliches Ganzes vor uns hin, im Inneren minder bedeutend, seine ganze Schönheit am Aeusseren entfaltend. Dieser, ein malerisches Conglomerat von lauter Einzelarchitekturen, zeigt selbst am glänzendsten Aeusseren einen innerlichen Charakter, der mit seinem zerklüfteten, räthselhaften Strebessystem und mehr noch mit seinen Portalen den fragenden Blick in's Innere hineinzieht, um dort mit einem neuen Räthsel die Räthsel des Aeusseren zu beantworten. Der antike Tempel hat eine einfache, schlichte Zusammensetzung, eine auf den natürlichen Kräften des Materials beruhende, im hohen Grade beschränkte Construction, die aber ihr ruhiges Genügen eben so lebendig als klar in der Formensprache ihrer Glieder kund gibt. Der gotische Dom ist

Geschichtl.  
Würdigung.

Der  
gotische  
Dom und der  
griechische  
Tempel.

ein complicirtes, aus scharfsinniger Berechnung aufgebautes, die natürlichen Gesetze der Schwere in ein künstliches System auflösendes Ganzes, dessen Wesen sich in einer

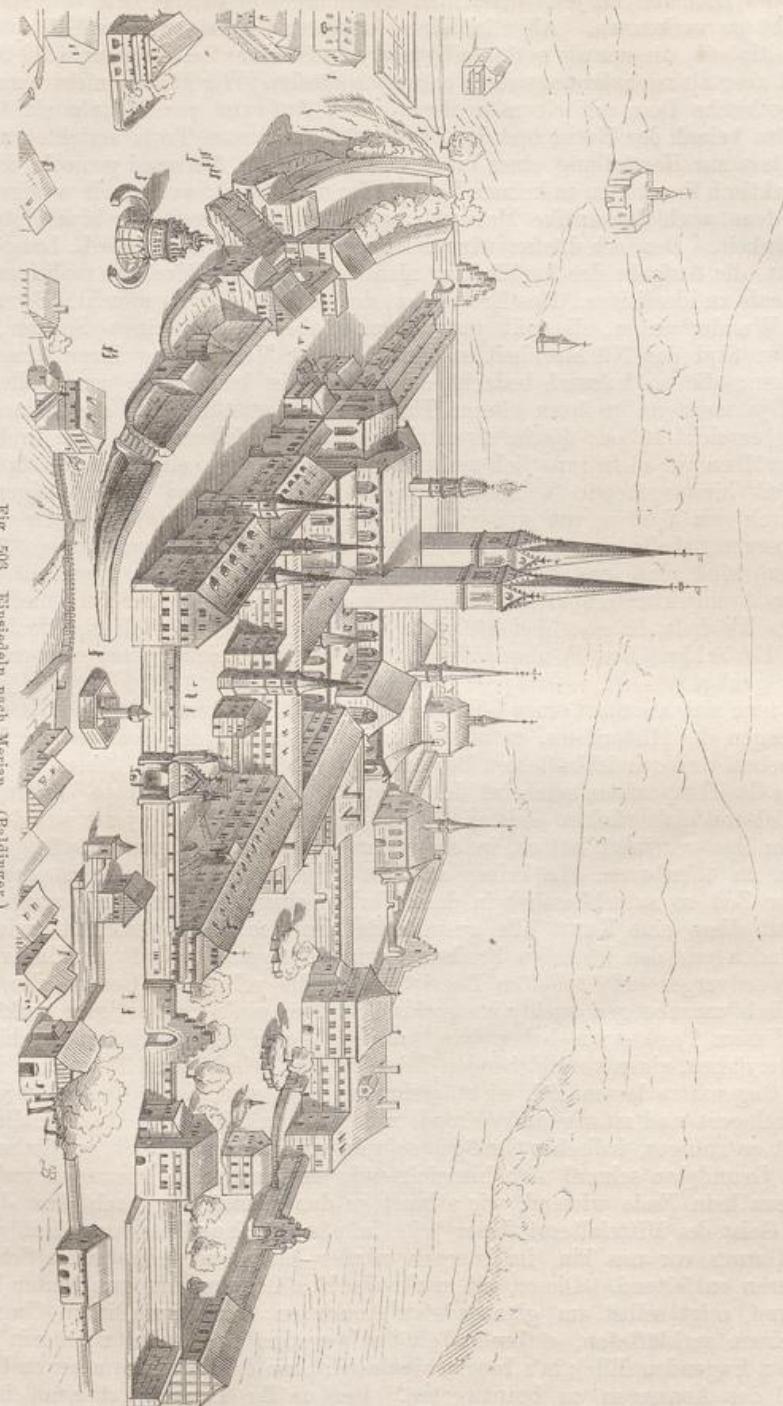


Fig. 503. Einsiedeln nach Merian. (Baldinger.)

Fülle weicher, feiner, mit leisesten Uebergängen aus einander hervorwachsender Glieder ausdrückt. Dort ist der scharfe Gegensatz aufsteigender, stützender und hori-

zontaler, gestützter Glieder: hier ein ununterbrochenes Aufschiessen verticaler Einzelheiten. Während daher die antike Architektur in ihrer Strenge sich den vegetabilischen Formen fern hält, scheinen am gothischen Bau die Glieder nach Art einer Pflanze aufzuschiessen und sich zu verästeln. Fassen wir dies Alles in ein Wort zusammen, so ist dem antiken Tempel der Charakter strenger Objectivität eigen, während der gotische Dom als Ausdruck subjectiver Empfindung sich darstellt.

Unsere Schilderung des gothischen Styls hatte vorzüglich die grossen reich entwickelten Kathedralen im Auge, an welchen sich die Architektur zumeist ausbildete. Dass daneben auch die zahlreichen städtischen Pfarrkirchen in die glänzende Entfaltung der Architektur eingreifen, bedarf keiner ausdrücklichen Erwähnung. Wichtiger ist vielleicht zu erörtern, welchen Anteil die Mönchsorden an der baulichen Bewegung der Zeit nahmen. Die Benediktiner, bis ins 12. Jahrh. hinein die vornehmsten Träger und Förderer der Architektur, treten schon gegen den Ausgang der romanischen Epoche zurück und räumen den Cisterziensern das Feld, die für die Verbreitung des frühgotischen Styles entscheidend wurden. Sie erfassten schnell das Rationelle der neuen Bauweise, betonten mit Nachdruck in ihren geräumigen, hohen, lichten Kirchen das Wesentliche des Styles und wussten demselben auch ausserhalb Frankreichs, in Deutschland, England und selbst in Italien und Spanien Eingang zu verschaffen. Nach ihnen kamen die neu gegründeten Orden der Dominikaner und Franziskaner, von deren Einfluss für die fernere Umgestaltung und Durchführung des gotischen Styles namentlich in Deutschland später die Rede sein wird. Unter dem Wetteifer, der von allen Seiten sich regte, erhoben sich überall ausgedehnte Klosteranlagen mit glänzenden Refektorien und Kapitellhäusern, mit weiten Kreuzgängen, die durch ihre breiten, mit Maasswerk reich gegliederten und in bunten Farben strahlenden Fenster den Eindruck klösterlicher Einfachheit fast bis in's weltlich Prächtige verwandeln. Die Gesamtwirkung einer Klosteranlage jener Zeit führen wir durch eine nach Merian entworfene Ansicht des in der späteren Renaissance-Epoche umgebauten Klosters Einsiedeln in der Schweiz (Fig. 503) vor Augen.

Dass die Gotik aber auch für kleinere Werke aller Art gerecht war, braucht kaum bemerkt zu werden; nur freilich lässt sich nicht leugnen, dass gerade dieser

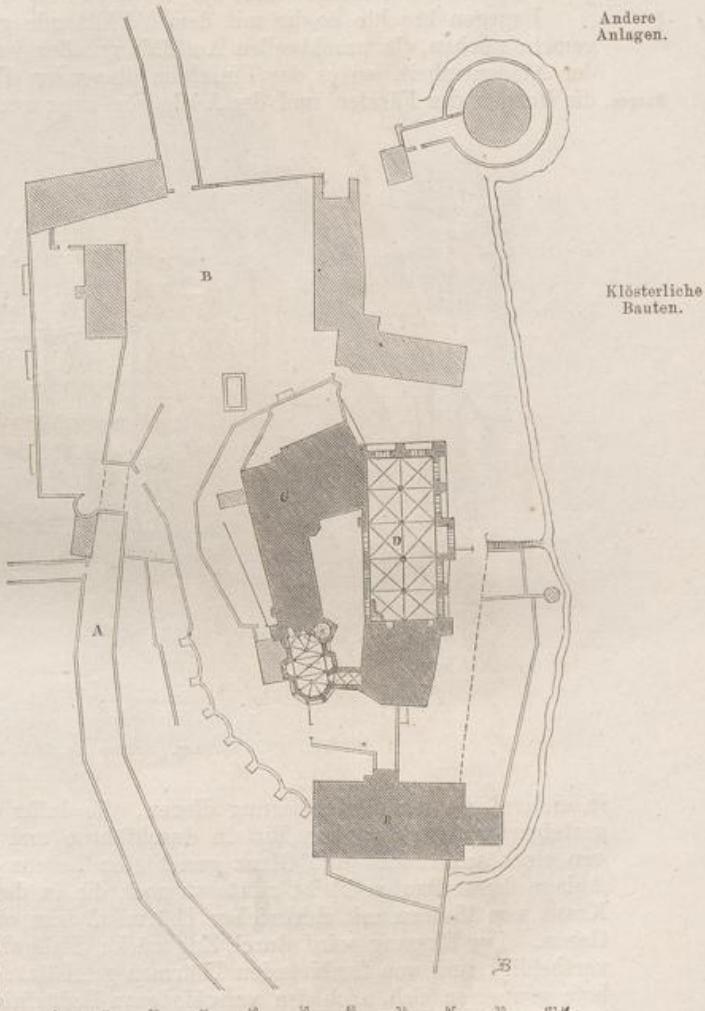


Fig. 504. Marburg. Schloss. (v. Dehn-Rötfelser.)

Styl durch einfachere Behandlung, durch Beschränkung des Grundplanes und der Ausstattung viel von seinem Zauber einbüsst. Die schlichteste romanische Kirche kann noch grossen Reiz gewähren, weil das Wesen jener Architektur auf Einfachheit beruht: eine schlicht behandelte gotische Kirche verfällt dagegen fast immer der Nüchternheit. Sodann ist festzuhalten, dass eine so grosse Mannichfaltigkeit der Plananlagen, wie sie der romanische Styl darbot, in der Gotik nicht mehr stattfindet. Es handelt sich hier vielmehr um ein Weniger oder Mehr, und selbst die ungewöhnlicheren Grundrissformen der früheren Zeit werden jetzt immer seltener.

Profan-  
bauten. Dagegen brachte es die mit dem Wohlstande gesteigerte Baulust zu einer ungemein reichen, ja prachtvollen Ausbildung aller jener für profane Zwecke, sei es der Allgemeinheit, sei es der Einzelnen dienenden Werke. Dahin gehören zunächst Burgen. die Burgen der Fürsten und des Adels, die zwar auch in dieser Epoche immer noch

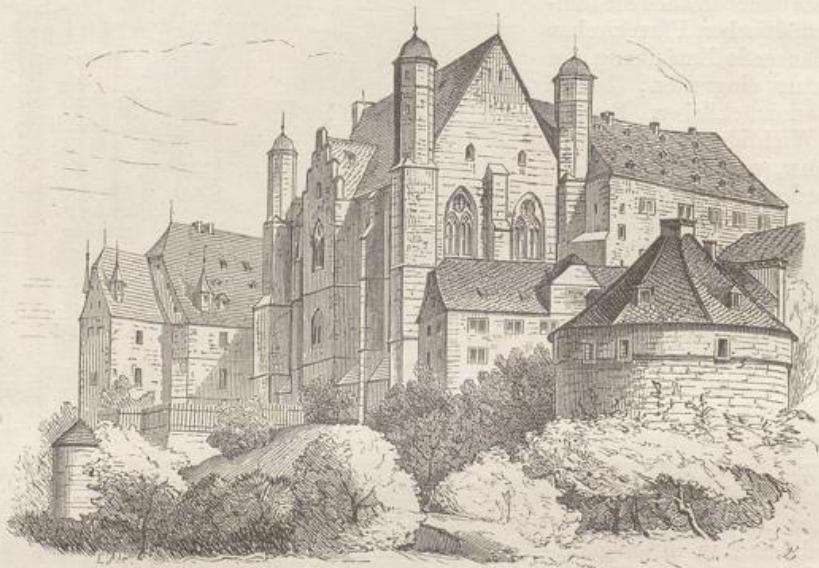


Fig. 505. Marburg. Schloss (v. Dehn-Rothfelser).

in erster Linie der Vertheidigung dienen, die dafür erforderlichen Bauten aber mit gesteigerten künstlerischen Mitteln durchführen und vielfach auch den Anforderungen eines auf Pracht und Glanz gerichteten Lebens zum Ausdruck verhelfen. Die Anlage dieser Bauten bleibt zunächst noch die in der vorigen Epoche übliche. Ein Kranz von Mauern mit zahlreichen Thürmen, dazu oft Wall und Graben umgibt das Ganze. Der Eingang wird durch Zugbrücke, Fallgatter und eisenbeschlagene Thore vertheidigt und von flankirenden Thürmen geschützt; die einzelnen Gebäude im Burg-hofe gruppiren sich nach den verschiedenen Bedürfnissen in malerischer Weise. Der künstlerische Nachdruck liegt auch jetzt hauptsächlich auf dem grossen Festsaal und der oft reich und zierlich entwickelten Schlosskapelle. Alle wesentlichen Elemente einer frühgotischen Burganlage zeigt das Schloss zu Marburg, in seinen Haupttheilen um 1288 begonnen und nach 1311 vollendet (Fig. 504). Man gelangt auf dem Fahrwege A von der Ostseite über eine Zugbrücke in den äusseren westlich gelegenen Hof B und von hier wieder östlich sich wendend innerhalb einer mit Strebe-pfeilern verstärkten Futtermauer zu dem sogenannten neuen Bau E, der seit 1489 hinzugefügt wurde. Westlich von diesem erhebt sich um einen engen langgestreckten Hof der Hauptbau C mit der eleganten frühgotischen Schlosskapelle und dem grossen Rittersaal D, der mit der Kapelle durch Arkaden verbunden ist, welche zugleich den Zugang zum inneren Schlosshof gewähren. Die originelle Form der Kapelle ist aus unserer Abbildung ersichtlich; der Rittersaal mit seinen zehn Kreuzgewölben

auf vier achteckigen Pfeilern, mit seinen neun viertheiligen Spitzbogenfenstern, zu denen noch ein zehntes in dem erkerartigen Ausbau der nördlichen Langseite kommt, ist bei 106 Fuss Länge, 49 F. Breite und 26 F. Höhe von ernster imposanter Schönheit. Dieselbe Anlage wiederholt sich im Erdgeschoss. Nach aussen wirkt der Bau (Fig. 505) durch den hohen von schlanken Eckthürmen flankirten Giebel, die mächt-

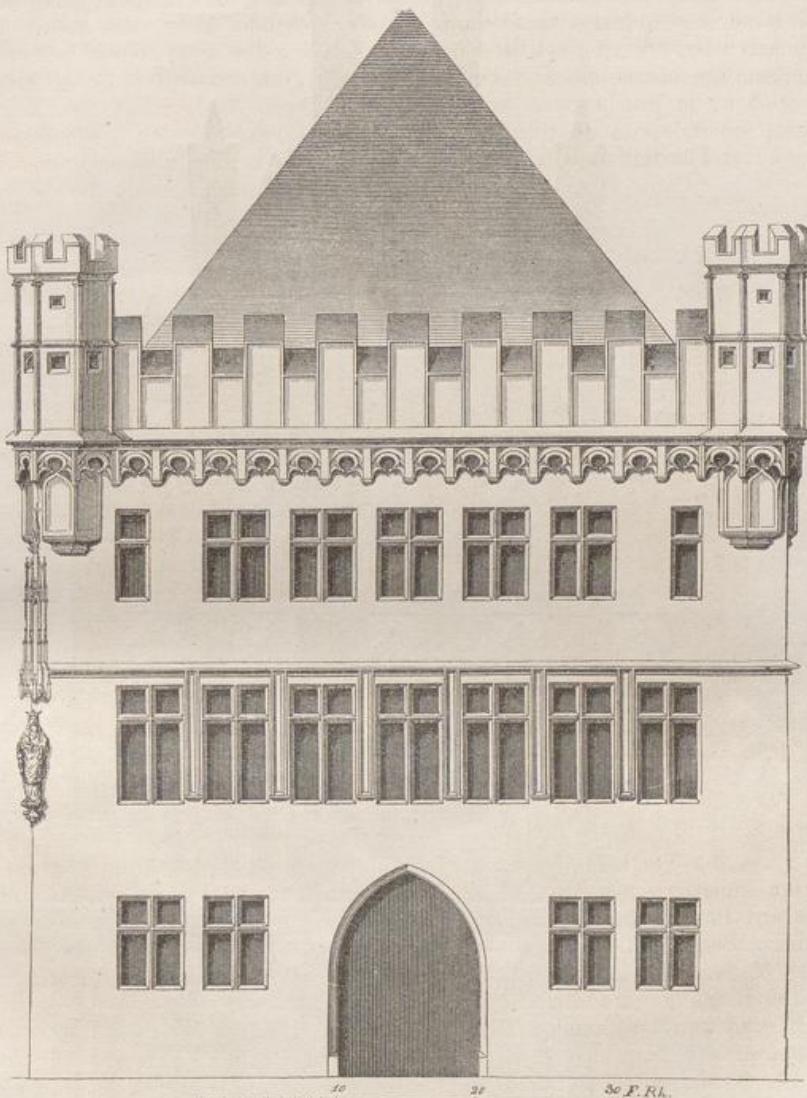


Fig. 506. Das steinerne Haus zu Frankfurt a. M.

tigen Fenster zwischen massenhaften Strebepfeilern und den selbständigen Giebelbau des Erkers von seiner Höhe weithin dominirend. — Im Laufe des 14. und mehr noch des 15. Jahrhunderts werden auch im Schlossbau die eleganten decorativen Formen überwiegender, der Ausdruck des Wohnlichen wird verstärkt, die Höfe erhalten schon offene Arkaden und der zunehmende Luxus fordert sein Recht in der Anlage und Ausstattung der Räume. Obwohl indess gegen Ende des Mittelalters durch die Einführung der Feuerwaffen das Ritterthum zu einem Schatten seiner ehemaligen Bedeutung herabsinkt und die Fürstnmacht an seine Stelle tritt, behalten die Burgen

immer noch den Ausdruck feudalen Trotzes und ungebrochener Selbständigkeit. Einige wohlerhaltene Schlossbauten der späteren Epoche besitzt die französische Schweiz; so das malerisch am See von Neuenburg gelegene Schloss von Estavayer, dessen Haupt-

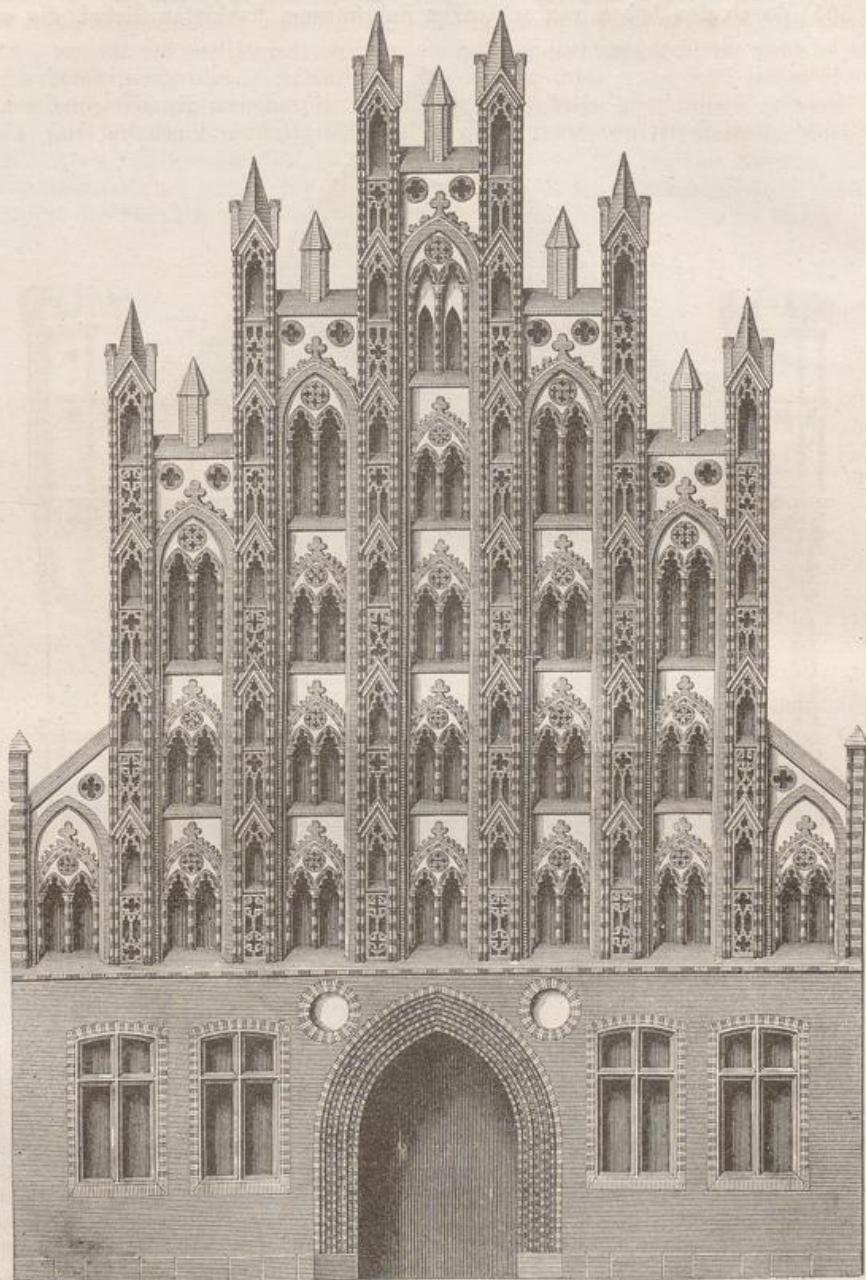


Fig. 507. Haus zu Greifswald.

bau allerdings modernisiert ist, während das Portal mit dem dazu gehörigen Vorwerke noch die ursprüngliche Form zeigt; das interessante Schloss von Neuenburg mit trefflich erhaltenem Hofe und Thorbau; das Schloss zu Lausanne, 1397 begonnen, gleich dem von Grandson zum Theil in Backstein aufgeführt; vor Allem aber das

grossartige Schloss Vufflens im Waadtlande, ein ebenfalls in Backsteinen durchgeföhrter, nach aussen durch die Menge seiner Thürme, nach innen durch den überaus malerisch angelegten Hof anziehender Bau\*).

Aber auch in den Städten regte sich's in freudigem Wetteifer. Kaufhäuser, Gildenhallen, Rathhäuser, Brunnen, ja selbst die Befestigungsmauern mit ihren Thoren und Thürmen zeugten von dem Selbstgefühl und der Kunstliebe der Bürger. Es war wieder einmal eine jener Glanzepochen der Architektur angebrochen, wo eine höhere künstlerische Ausbildung selbst bei den Werken alltäglichen Nutzens und gemeiner Zweckmässigkeit Bedürfniss war. Obwohl bei diesen Bauten durch Material, Landes-

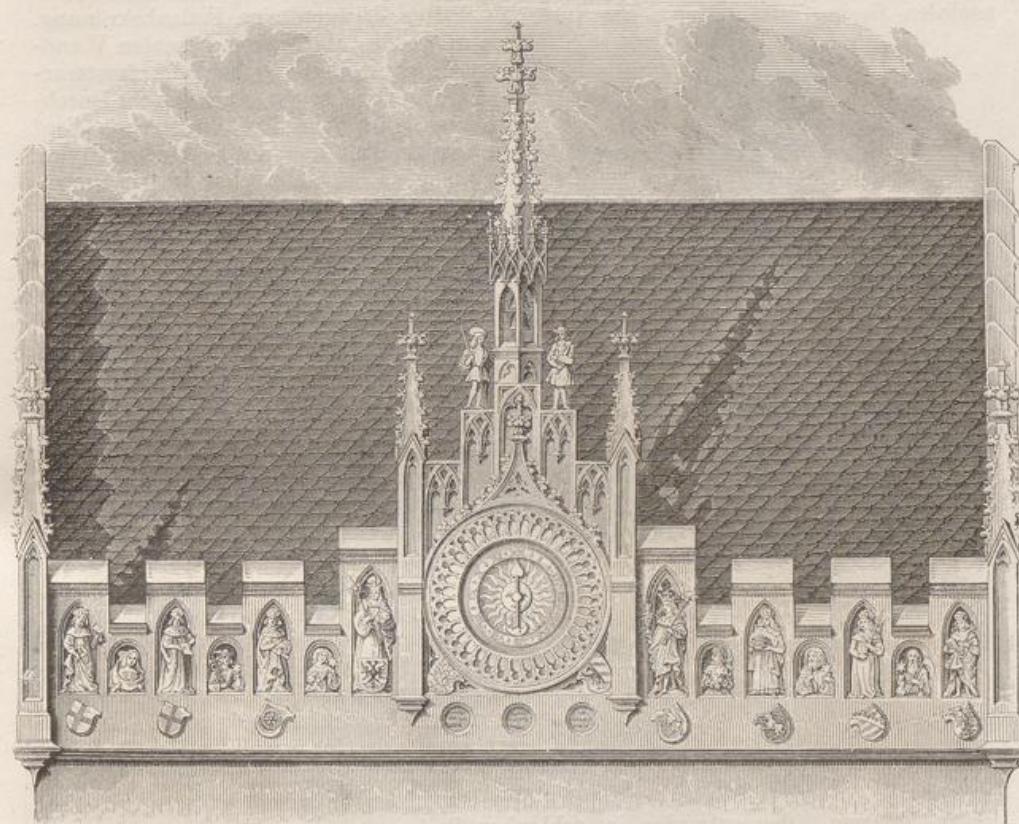


Fig. 508. Vom Schanhouse zu Nürnberg.

sitte, örtliche Verhältnisse grosse Verschiedenheiten herbeigeführt wurden, so treten die Grundzüge des gotischen Styls auch an ihnen deutlich hervor. Die Portale zeigen sich meistens spitzbogig gewölbt, die Fenster zum Theil ebenso nach Analogie der Kirchenfenster, oft aber auch mit geradem Steinbalken. Dagegen pflegt an ihnen eine Theilung durch aufsteigende Steinposten, die dann wieder durch einen horizontalen Stab gekreuzt werden, durchgeföhr't zu sein (Fig. 506). Immer ist aber die Profilirung der Portale und Fensterwände mit den tief eingezogenen Kehlen und scharf vorspringenden Gliedern bezeichnend. Auch die Gesimse, welche die Stockwerke abtheilen, folgen der an den kirchlichen Gebäuden bereits erwähnten Form. Wichtig ist besonders die Dachbildung. Weniger durch die Bedürfnisse, als vielmehr durch ein bestimmtes Stylgefühl, ist die ungemein steile Ansteigung des Daches bedingt. Bis-

\* Abbildungen bei Rahn, Gesch. d. b. K. in der Schweiz. S. 435 ff.

weilen wird dasselbe abgewalmt, und seine zurücktretende Fläche durch ein kräftiges oft mit Zinnen gekröntes Kranzgesims zum Theil verdeckt. So zeigt es (Fig. 506) das steinerne Haus zu Frankfurt a. M. vom Jahre 1464, das mit seinem reich profilierten Bogenfries und Zinnenkranz sowie den auf Kragsteinen vorspringenden Eckthürmchen einen kriegerisch trotzigen Eindruck macht. Es ist ein Beweis, wie die dem Befestigungsbau der Burgen angehörenden Formen in der spätgotischen Zeit schon als blosse Decorationsmotive verwendet wurden. Meistens aber bietet das Privathaus nach der Strasse seinen Giebel unverdeckt zur Schau, der dann oft in lebendiger, organischer Weise ausgebildet wird. Man lässt vom Hauptgesims lisenenartige Wandstreifen emporsteigen. Durch diese wird der Giebel in einzelne verticale Felder getheilt. Jedes Feld wird für sich mit einem verzierten Giebelchen oder auch mit einem horizontalen Gesims geschlossen. Die Lisenen erhalten dagegen eine Fialenbekrönung.

Sodann werden die hohen, schmalen Wandfelder durch mehrere Reihen von fensterartigen Oeffnungen belebt. Diese reiche Durchbrechung, dies lebendige Aufstreben liegt durchaus im Charakter des gothischen Styles. Wir fügen ein Beispiel solcher reichen Giebelbildung an einem Wohnhause zu Greifswald unter Fig. 507 bei, welches zugleich als Prachtwerk polychromer Backstein-Architektur gelten kann. Dieser stattliche Giebelbau ist indess sehr häufig nur ein decoratives Architekturstück, dessen Höhe die wirkliche Dachhöhe weit überragt. Die Langseiten der grösseren Gebäude, wenn sie nach der Strasse hin ebenfalls sichtbar wurden, bekroüte man in der Regel mit einem oder mehreren giebelartigen Aufsätzen, hinter welchen man die Seitenflächen des hohen Daches verbarg. Ein Beispiel zierlichster Ausbildung solcher Decoration gibt die Abbildung der Dachbekrönung des ehemaligen Schauhauses zu Nürnberg (Fig. 508). Im Uebrigen verfuhr man ziemlich frei in der Gestaltung des Aufbaues je nach den Erfordernissen und örtlichen Bedingungen, ohne eine strenge Symmetrie als unerlässlich anzuerkennen. Vielmehr liegt gerade in einer gewissen Regellosigkeit ein hoher malerischer Reiz dieser Gebäude.

Die Rathhäuser schmückt man gern mit

einem Thurme, der entweder in schlanker Spitze aufsteigend, oder mit einem Zinnenkranze schliessend, die Bedeutung des Gebäudes kräftig aussprach. Ausserdem fügte man wohl der Façade einen Erkerausbau hinzu, der in der Regel dem Versammlungssaal als kleine Kapelle diente. Dieser liegt stets im oberen Stockwerk, während das Erdgeschoss für untergeordnete Zwecke verwendet und oft mit einer Arkade ausgestattet wird, die bisweilen, namentlich in Italien, das ganze Erdgeschoss in eine dem freien Verkehr dienende Halle verwandelt. Auch in den Kaufhäusern, Zunft- und Gildehallen bildet der grosse Versammlungssaal das Grundmotiv der Anlage und empfängt oft grossartige Ausdehnung und reichen Schmuck. In den städtischen Vertheidigungswerken nehmen die wohl bewahrten, mit Thürmen flankirten Thore den wichtigsten Platz ein. Sie imponiren schon durch ihre malerisch wirkende Masse, selbst wenn eine feinere künstlerische Ausstattung nicht zur Anwendung kommt. Wir geben als Beispiel energischen Ziegelbaues eine Ansicht des Holstenthors in Lübeck (Fig. 509).

*Wohngebäude.* Manches Gemeinsame in Anordnung und Ausführung erhielten die bürgerlichen Wohngebäude. In der Regel legte man sie auf schmalem aber tiefem Grundplane



Fig. 509. Holstentor in Lübeck.

in dichtgedrängten Reihen an. Häufig haben sie in der Front eine Breite von nur drei Fenstern. Diese rückte man dicht zusammen, bildete sie hoch und breit, schied

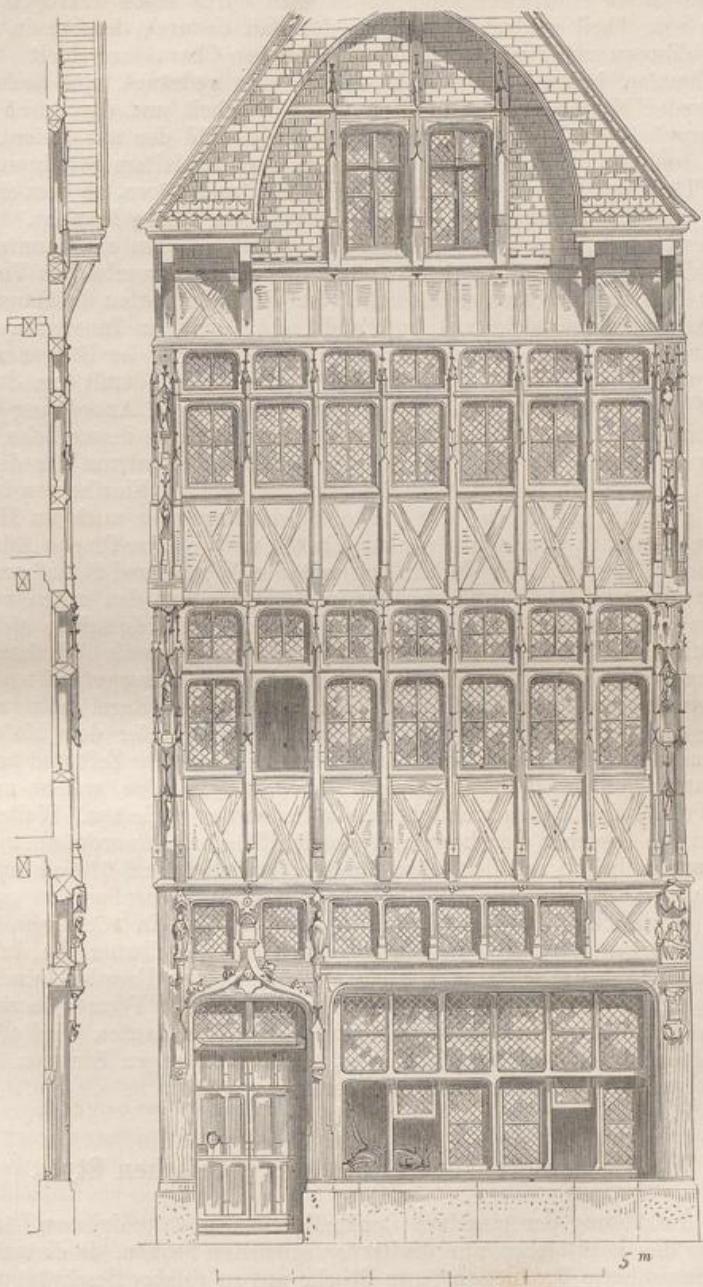


Fig. 510. Haus in Rouen. (Viollet-le-Duc.)

sie durch schmale Mauerpfleiler und theilte die einzelnen durch Steinpfosten, so dass nur auf den beiden Ecken eine grössere Mauerfläche sich bot. Erker, die oft als Eckthürme vorspringen, dienten als besonderer Schmuck der Façade. Auch liebte man

Lüttke, Geschichte d. Architektur. 5. Aufl.

33

Figuren auf Consolen und unter zierlichen Baldachinen anzubringen. Den Giebel ordnete man in der bereits beschriebenen Weise an. Manchmal aber gab man dem Gebäude ein hohes Walmdach, wie am steinernen Hause zu Frankfurt a. M., Fig. 506, dessen pyramidalisch zurückweichende Spitze man durch einen kräftigen Fries und Zinnenkranz zum Theil verdeckte, so dass der Bau dadurch den Schein eines horizontalen Abschlusses und zugleich einen burgähnlichen Charakter erhielt. So bildeten die meist schmalen, hohen Häuser, dicht an einander gedrängt, eine Reihe selbständige aufsteigender Massen, welche in ihrer Geschlossenheit und der durch den Giebel scharf hervorgehobenen Besonderheit ein sprechendes Bild der aus freien, mannhaften Bürgern bestehenden städtischen Gemeinden des Mittelalters gewährten. Oft ruht der vordere Theil des Hauses auf kräftigen Pfeilern und Bögen, so dass eine Art von überwölpter oder flachgedeckter Vorhalle sich vor dem Hause hinzieht. Diese setzt sich dann gewöhnlich unter den Nachbarhäusern fort, so dass ein ununterbrochener Bogengang, die sogenannten „Lauben“, zum Vortheil des gewerblichen Verkehrs und Kleinhandels sich an den Strassen hinzieht. Im Uebrigen hatten die Häuser bei aller Schönheit des Aeusseren nicht viel Luft und Licht, auch im Inneren weder grosse Bequemlichkeit noch besonderen Schmuck. Mit dem, was der Bürger zum Prunk aufwandte, wollte er zugleich nach aussen repräsentiren, damit ein Strahl seines Glanzes auf die Vaterstadt zurückfiele. Bei der inneren Anordnung bildet fast überall, besonders in den Handelsstädten, ein grosser Flur, in dessen hohe, geräumige Halle man von der Strasse aus unmittelbar eintritt, das Centrum für den Verkehr des Hauses. Namentlich in den Wohnhäusern der reichen Kaufherren ist hier der Ort für das geschäftliche Leben, das von einer daneben oder auch im Hintergrund der Halle angebrachten Comtoirstube aus geleitet wird. Eine Treppe führt von der Halle zu einem Söller, der die Verbindung mit den Wohn- und Schlafgemächern des oberen Geschoßes vermittelt, und von dessen Brüstung man den unten vor sich gehenden Verkehr beobachten kann. Bisweilen schliesst im Erdgeschoß sich noch ein grösseres saalartiges Zimmer für die Familie an, dem dann die Wirtschaftsräume und die hohe helle Küche nach der Tiefe des schmalen, langgestreckten Hofes folgen. An den Seitenwänden des Hofes ziehen sich in der Regel hölzerne Galerien hin, welche die Verbindung des Vorderhauses mit den hinter dem Hofe liegenden Theilen vermitteln. Aus diesen Galerien werden im Laufe der Zeit und bei reicheren Anlagen, namentlich in südlichen Ländern, steinerne Arkaden, welche auch diesem Theile des Wohnhauses höhere architektonische Bedeutung verleihen. Weite Vorrathsräume bieten die Speicher der hoch aufragenden Dächer. Anordnungen dieser Art findet man namentlich in norddeutschen Städten, besonders in Lübeck und Danzig noch vielfach gut erhalten. Die künstlerische Aussstattung der Fassaden erschöpft oft alle Formen des entwickelten gothischen Styles. Mit den in tüchtigem Quaderbau ausgeführten Werken wetteifern in den Gegenden des Ziegelbaues die durch prächtige Flächendecoration in gebrannten Steinen geschmückten Fassaden, und zu diesen tritt in manchen Gegenden noch der Fachwerkbau, der seine Formen in zierlich spieler Weise dem Steinbau nachbildet. Gerade bei diesen Bauten wird oft die ganze Fassade zu einem durchbrochenen Glashause, um in den engen Strassen so viel wie möglich Luft und Licht dem Innern zuzuführen (Fig. 510).

### 3. Die äussere Verbreitung des gothischen Styls.

**Reichthum  
an  
Denkmälern.** Bei der Aufzählung der einzelnen Denkmäler in den verschiedenen Ländern werden wir unter den wichtigeren nur die hervorragendsten nennen, da die auf's Höchste gesteigerte massenhafte Production jener Epoche uns zu solcher Beschränkung zwingt. Sodann ist im Voraus noch darauf hinzuweisen, dass die meisten grösseren gotischen Kirchen aus Bestandtheilen der manichfachsten Bauepochen zusammengesetzt sind, da man nicht allein romanische Reste oft beibehielt, sondern auch bei den kolossal angelegten Kathedralen oft Jahrhunderte lang zu bauen hatte, so dass sich die verschiedenen Wandlungen des Styles manchmal an ein und demselben Bauwerke nachweisen lassen.